Sammlung
der
besten Schriftsteller,
welche
die Geschichte, besondere Rechte, Sitten und Gewohnheiten der Völker nach ihren Grundsätzen
abgehandelt haben.

Vier und neunzigster Band.

Dr. Goldsmith's Geschichte der Römer.
Erster Band.

Frankenthal,
bei Ludwig Bernhard Friedrich Gegels seel. Erben.
Johann Friedrich Enderes.
1803.

Dr. Goldsmith's
Geschichte der Römer
von
Erbauung der Stadt Rom
bis auf den Untergang
des abendländischen Kaiserthums.

Aus dem Englischen
nach der sechsten Ausgabe neu übersetzt
und mit einer
Geschichte des Oströmischen Kaiserthums
ergänzt
von
Ludwig Theobul Kosegarten,
der Vernunftweisheit Doktor, der Stadtschule zu Wol-
gast Rektor.

Erster Band.

Frankenthal,
Bei Ludwig Bernhard Friedrich Gegels seel. Erben.
Johann Friedrich Enderes.
1803.

1:2
1803-10

An

Se. Königl. Hoheit,

Herrn

Gustav Adolph,

des Schwedischen Reiches

Kronprinzen.

Historischer Verein
für
Schwaben

Stadtbibliothek
Augsburg

Durchlauchtigster Kronprinz,
Gnädigster Herr,

Ew. Königliche Hoheit überreich' ich hiemit demüthigst die Geschichten des allerdenkwürdigsten und thatenreichsten Volkes älterer und neuerer Zeiten;

eines Volkes, das, wiewohl aus den Hefen des Menschengeschlechts zusammengeschäumt, dennoch unter dem Einflusse weniger weiser Gesetze und eines seltnen Grades von Vaterlandsstolz und Vaterlandsliebe sich binnen wenig Zeugungen zu einem der ehrwürdigsten Völker des Erdbodens veredelte;

eines Volkes, das alle Formen der Verfassung, in welche die bürgerliche Gesellschaft sich nach und nach gemodelt hat, und noch zu modeln pfleget, nach der Reihe an sich selbst versuchte; niemalen aber sich moralisch und politisch besser befand, niemalen stärker und gesunder in sich selbst, fruchtbarer an der Unsterblichkeit würdigen Thaten, gesegneter mit großen und guten Männern war, als da es

nach

nach jahrhundertlangem gewaltsamen Oscilliren endlich zu jener inneren Ruhe und Festigkeit gelangte, welche lediglich durch das Gleichgewicht aller Kräfte der Gesellschaft, und die gerechte Vertheilung der mancherley Staatsgewalten unter die verschiedenen Stände derselben zu erhalten stehen;

eines Volkes, das, strenge von Zucht, keusch von Sitten, mäßig im Genusse, im Glücke bescheiden, im Unglück unerschütterlich, langsam und weis' in den Entschlüssen, im Ausführen rasch und beharrlich, während jenes seines schönsten Lebensalters mit wunderbarer Schnelligkeit den besten Theil des Erdbodens bezwang, beherrschte, und was mehr ist, zu beherrschen werth war;

das aber ach! jener Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit, an welcher alle irdische Dinge kränkeln, die Schuld bezahlend, am Ende den Lastern jener Völker erlag, welche es mit ihrem Schwerte nicht hatten verletzen können, und nachdem es, durch deren Schätze berauscht und deren Wollüste vergiftet, die hohe Einfalt und Rechtschaffenheit der Väter eingebüßet hatte, nun gar bald auch dasjenige verscherzte, was die Väter ihm, als das köstlich-

lichste, und mit dem süßen Leben selber nicht zu theuer erkaufte Gut hinterlassen hatten: die Freyheit; das von diesem Augenblick an das unglücklichste und verächtlichste aller Völker ward, so wie es deren glückseligstes und ehrenwerthestes gewesen; verderbt in seinen schönsten Kräften, zerrüttet im Heiligthume seiner stolzen Verfassung, zerfleischet itzt von einer zügellosen Menge, itzt von tygerartigen Partheyhäuptern, Menschenalter hindurch unter den Streichen seiner eignen Söhne blutete, und nach manchem vergeblichen Aufraffen endlich rettungslos einer selten unterbrochnen Reihe von Despoten in die Geissel fiel, die es mit eisernem Zepter weideten;

das von nun an mit dem letzten armen Reste seiner Freyheit auch den letzten Funken seiner angestammten Tugend einbüßte, und bald eben so feige, träge, kriechend, stumpfsinnig, lasterhaft und niederträchtig wurde, als es weiland klug, tapfer, großmüthig, hochherzig und freyheitfreudig gewesen war; bald allen Sinn für das hohe Wort: Vaterland! verlor, welches freylich, wo willkürliche Gewalt das Steuer führt, nur ein Schall ohne Inhalt bleibet, bald, gar verlo-

ren

ren in das wichtige Geschäft, seinen Tyrannen zu schmeicheln, das Schwert des Staates in die Hände gedungener Söldner gab, und ohne Rührung die Grenzen seines weiten Reiches mit jedem Feldzuge verengern sah; das solchergestalt, sittlich sowohl als bürgerlich gelähmet und entmannet, zu feige zu sterben und nicht werth des Lebens, eine Weile noch seine erbettelte Existenz hinschleppte, und dann einer Anzahl edlerer Barbaren leichte Beute ward, welche nun hinwiederum ihm thaten, wie es seit einem Jahrtausende dem dienenden Erdboden gethan hatte.

Bey solcher Mannigfaltigkeit der äussern Schicksale sowohl als der inneren Veränderungen sind die Geschichten dieses Volkes ohne Zweifel die allerlehrreichsten für den Fürsten und für den Fürstensohn, für den Völkerbeherrscher und den Volksfreund, und überhaupt für einen jeden, der seine Gattung liebet, und dem die Veredlung und Beglückseligung derselben am Herzen liegt.

Denn dieses Volks Geschichten bewähren und geben Zeugniß, daß jener Grundsätze, auf welchen alle weise Regierungskunde und das wahre Staatenwohl beruhen, sehr

we-

wenige, und daß diese wenigen sehr einfach seyn, und dem Menschen innigst nahe liegen; welches denn auch eben die Ursache seyn mag, warum selbige von ihm, der gern ins Weite schauet, und darüber, was ihm vor den Füssen liegt, übersieht, so häufig verkannt und übersehen wurden.

Dieses Volks Geschichten geben Zeugniß, daß es bey der vielbestrittenen Frage von den relativen Werth der mancherley Verfassungen keinesweges darauf ankomme, ob der Staat von Einem oder von Mehreren, oder von Vielen verwaltet werde, sondern darauf: wie der Eine oder die Mehreren, oder die Vielen ihn verwalten.

Sie geben Zeugniß, daß alle gesunde Politik und Regierungskunde von den wesentlichen und unauslöschlichen Grundzügen in der Natur des Menschen ausgehen müsse, als welcher dadurch, daß er in Gesellschaft zusammen tritt, wohl zwar gemodelt, aber nicht umgewandelt werden mag.

Sie geben Zeugniß, daß, da die Vernunft des Menschen Vorrecht, Eigenheit und unterscheidender Charakter ist, solche aber ohne das Vermögen, sich selbst freythätig durch

sich

sich selbst zu bestimmen, aufhöret Vernunft zu seyn, dies Vermögen der freyen Selbstbestimmung von der Verfassung nothwendig möglichst geehret werden müsse, daferne sie den Menschen nicht seiner ursprünglichen Herrlichkeit entsetzen, und zum willkür- und willenlosen Thiere herabniedrigen will; daß aber, da der Mensch in seiner dermaligen Daseynsperiode leider nicht immer durch die Vernunft, welche ihm nie etwas gemeinschädliches gebieten kann, sondern zu oft nur von den Leidenschaften, diesen leidigen Urhebern alles Haders der Menschen mit Menschen, bestimmet wird, nicht jene Vernunft, sondern diese Leidenschaften es seyn, die das Gesetz einzudämmen und einzuzäunen hat, das folglich mehr negativ als positiv seyn, mehr verbieten, was man lassen, als gebieten, was man thun solle, das Gute, welches, als solches, ewig nur aus eigner freyer Kraft entquillt, nicht anbefehlen, sondern nur nicht hindern, das Böse, Schädliche und Eigensüchtige aber einem jeden ohne Ausnahme, er sey, der er wolle, unerbittlich untersagen müsse; aus welchen unläugbaren Prämissen sich dann ergiebet, daß diejenige Verfassung die einzig beste seyn könne,

in welcher die größtmögliche Frey-
heit die Entwickelung und Uebung
aller Menschenkräfte möglichst be-
günstige und fördere, und zugleich
der größtmögliche Zwang es den
Leidenschaften eines jeden er sey der
er wolle, durchaus unmöglich ma-
che, des andern Rechte unbestraft
zu beeinträchtigen und zu verletzen.

Die Geschichten dieses großen Volkes
lehren augenscheinlich, daß nur da, wo eine
solche Freyheit, gesichert durch einen solchen
Zwang, herrschet, die Völker sich läutern,
reinigen und veredeln, große Männer auf-
stehn, herzerfreuende Thaten geschehen, Tu-
gend Rechtschaffenheit und Patriotismus die
Nationalstimmung, reine Wohlfahrt und ge-
diegene Gesundheit das Nationalloos werden;
und daß hingegen, wo die wahre politische
Freyheit verloren geht, die moralische bereits
zur Hälfte verloren gehen werde; daß, wo
willkürliche Gewalt, meine sie es noch so gut,
die gesetzmäßige verdrängt, wo das Gesetz,
gleich viel ob vor Einem, oder vor mehreren,
oder vor der Menge, schweiget, wo die Ge-
walthaber und ihre Diener, unverantwort-
lich

lich und unanklagbar, „auch das Heiligste mit Heiligkeit verletzen können," daß da nichts Großes, Edles oder Schönes mehr dürfe erwartet werden, wohl aber baldiger Verlust alles dessen, was den Menschen achtbar und ehrwürdig macht, aller Vollkraft, Großheit, Edelsinnigkeit, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Kühnheit; wohl aber das Emporkommen jeder verächtlichen Eigenschaft, der Feigheit, Schüchternheit und Verstecktheit, der Falschheit, Doppelherzigkeit und Verschmiztheit, der Trägheit, Schlaffheit und Stumpfsinnigkeit, der Schmeicheley, Kriecherey und Staubleckerey auf Seiten der Beherrschten; so wie auf des Herrschers Seiten schnöder Eigendünkel, launische Eigensinnigkeit, tiefe Verachtung des Menschen und unselige Fertigkeit, die Nationen zu betrachten blos als Werkzeug zu Befriedigung eigner kleinlichter Leidenschaft.

Mit einem Worte, es lehren die denkwürdigen Geschichten dieses Volkes unumstößlich: daß willkührliche Gewalt bey weitem das größte aller Uebel sey; ein Uebel, gegen welches einige geringfügige Vortheile der Polizey, des raschern Entschließens und des schnellern Ausführens durchaus nicht in Anschlag kom=

kommen, angesehen jenes Uebel den Menschen von der Wurzel aus verderbt, und alle Verbesserung seines bürgerlichen und sittlichen Zustandes, den einzigen gedenkbaren Zweck der Gesellschaft, ganz und gar vereitelt.

So heilige und hohe Wahrheiten sind Ew. Königlichen Hoheit von den weisen Männern, welchen die Bildung des Thronerben anvertrauet worden, ohne Zweifel längst ans Herz gelegt worden. Sie sind es, welchen die Geschichte Sanction und Nachdruck giebet, und eben in Hinsicht auf sie hab ich den Gedanken gewaget, Ew. Königlichen Hoheit diese geringfügige Arbeit in Unterthänigkeit zu überreichen.

Von einer Reihe glücklicher und großer Ahnen, von einem Großvater dessen Tugenden eines bessern Zeitalters würdig waren, und von einem Vater, welcher die Bewunderung des Erdkreises ist, werden Ew. Königliche Hoheit dereinstens den ältesten Thron Europens, und mit ihm die Beherrschung eines Volkes erben, das an Ruhm der Thaten und der Tapferkeit keinem Volke alter und neuer Zeiten nachstehet, an Edelmuth,

Bie-

Biedersinn, Redlichkeit und Reinigkeit der Sitten aber die meisten neben ihm blühenden hinter sich zurückläßt.

Möge das schöne Loos, von der Vorsehung zum Beherrscher eines solchen Volks erkoren zu seyn, Ew. Königliche Hoheit unauslöschlich zu dem großen Entschlusse begeistern, nicht nur der Erste unter diesem Volke zu werden, sondern auch der Beßte!

Möge während Ihrer dermaleinstigen Staatsverwaltung es Ihnen gelingen, die Tugenden Ihrer in Gott ruhenden Vorfahren zu erreichen und zu übertreffen, deren Verirrungen aber einzusehn und zu vermeiden. Denn ach! Gnädigster Herr, wiewohl über das gemeine Richtmaas irdischer Größe so hoch erhöhet, sind die Großen und Gewaltigen der Erde dennoch keine Wesen höherer Art, sind sie schwach und unvollkommen wie wir andern; mit dem Unterschiede nur, daß sie der Gefahr zu irren, und den Versuchungen zum Bösen ungleich stärker blosgestellt sind, als alle, die auf den niedern Stufen der Gesellschaft stehen.

Mög' es, nach Ihres Königlichen Vaters,

ters, nach des heldenmüthigen und erleuchteten dritten Gustavs schönem Worte, Ew. Königliche Hoheit höchster Stolz seyn, unter einem freyen Volk der erste freye Bürger zu leben und zu sterben!

Mög' es Ihnen süßer seyn, daß ein jeder, auch der geringste Ihrer Unterthanen Ihnen gern um den Hals fallen möchte, als daß auch die Gewaltigsten derselben vor Ihnen zittern!

Möge, gleich jenem frommen Antonin, dessen diese Geschichte gedenket, die Erhaltung Eines Unterthanen Ihnen köstlicher bedünken, als die Vertilgung von Milliarden Feinde!

Möge bey jeder Krise Ihrer künftigen, Gott wolle, glorreichen Laufbahn, die gewichtige Frage Ihnen gegenwärtig seyn: Was wird die Geschichte sagen? — die Geschichte, die der Flitterglanz angestaunter Thaten nicht zu blenden, die das Gold der Könige nicht zu bestechen, noch ihre Kerker und Henker zu beschwichtigen vermögen. Denn während feile Dichter und gedungene Lobredner die Thaten der Tyrannen bis zum Him-

mel erhoben, schrieben die Suetone, die Procope und die Soulavie die Geschichte ihrer Greuel im Stillen, und überlieferten sie dem Richterstuhle der furchtlosen Nachwelt.

Möge der Stimme der Wahrheit der Weg zu Ew. Königlichen Hoheit Ohre nie verriegelt seyn! Möge das bescheidene Verdienst von Ihnen aus dem Dunkel hervorgezogen und belohnet werden! Möge, damit die Klippen der höchsten Gewalt Ihnen nicht gefährlich, und das mißlichste aller Loose, das Loos, ein Völkerbeherrscher geboren werden, für Ew. Königliche Hoheit und Dero Unterthanen ein Loos des Glückes werde, nie erlöschen in Ihrer Seele das Angedenken an den König der Könige, und an jenen feyerlichen Augenblick, in welchem auch Diademe ihren Glanz verlieren, und nichts die untergehende Kreatur zu erquicken vermag, als nur der Anblick des gestifteten Guten! — O wie anders war die Seelenstimmung, in welcher der gute und gerechte Vespasian, seiner nahen Auflösung gewahrend, zu seinen Freunden heiterlächelnd sagte: Mich dünkt, ich solle itzt ein Gott

wer-

werden! als Severus Quaalausruf: O des Elends, Alles gewesen zu seyn! Wie gar anders das Hinscheiden Titus, der Wollust des Menschengeschlechts, der aus seinem ganzen Leben nur Eine That bereute, als der Hintritt jenes hochgefeyerten vierzehnten Ludwigs, der auf seinem einsamen und reugequälten Todbette fünf und siebenzig ganzer Jahre einer Regierung voll Prunks und Glanzes, welcher die zu Grunde gerichteten Völker fluchten, zu beweinen hatte, und wirklich beweinte.

Mit Empfindungen der unverbrüchlichsten Treue verharre ich lebenslang

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster

Ludwig Theobul Kosegarten.

Vorbericht.

Wie ich dazu gekommen bin, die so oft erzählten Geschichten der Römer noch einmal zu erzählen, will ich dem Leser nicht verhalten.

Die Weidmannische Buchhandlung, als Verlegerin der bisher unter uns gebrauchten Uebersetzung von Goldsmith's Geschichte der Römer übersandte mir vor etwa einem Jahre die letzte sechste Ausgabe des Englischen Originals, mit der Anfrage, ob etwa, da sie eine neue Ausgabe der bereits zweimal vergriffenen Uebersetzung dieses Buches zu besorgen gedenke, letztere einer Durchsicht, Vermehrung oder gänzlichen Umschmelzung bedürfe?

Nach sorgfältiger Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung fand ich, daß jenes keine merkwürdige Veränderung erlitten, und an letzterer, einen etwas trägen und trockenen Ton abgerechnet, wenig wesentliches auszusetzen sey. Da ich gleichwohl der Mängel des Goldsmithischen Buches, als welches ich seit sechs Jahren beym Vortrage der Römergeschichte in meiner Schule zum Grunde leg-

te,

te, vollkommen kundig war — Mängel, zu welchen, außer manchem oberflächlichen Raisonnement, mancher schiefen Reflexion, manchem unrichtig gewürdigten Charakter, hauptsächlich die Unbequemlichkeit gehört, daß die Geschichte des Verfalls des Reichs im Westen von Constantin bis auf Ottokar den Heruler, in wenig Blätter zusammen gepreßt ist, jene des Oströmischen Kaiserthums vom ersten bis auf den letzten der Constantine aber gänzlich mangelt; so erbot ich mich gegen die Weidmanische Handlung, selbst ein vollständiges Lesebuch der Römergeschichte auszuarbeiten, und zwar in der Maße, daß ich die erste Hälfte desselben nach Goldsmith schriebe, so daß selbige, nach dem Wunsche der Verlagshandlung, welche diesen bisher beliebten und abgängigen Artikel zu erhalten wünschte, noch immer als eine neue verbesserte Uebersetzung des Goldsmithischen Werkes angesehen und verkauft werden könnte, die letztere aber, nämlich die Geschichte des Oströmischen Kaiserthums, nach einem ähnlichen Maßstabe ganz neu hinzufügte. Und diesen Antrag ließ obgenannte Handlung sich denn auch gerne gefallen.

Ich

Ich liefere also in diesen beyden ersten Bänden *) meines Werkes, die Geschichten Roms von Gründung der Stadt bis auf den Untergang der Freyheit unter Julius Cäsar; und dann die Schicksale des Weströmischen Kaiserthums bis auf Verlegung des Kaisersitzes nach dem Osten. Meiner Uebereinkunft mit der verlegenden Handlung gemäß, hab' ich bey dem Vortrage derselben mich so nahe als möglich an Goldsmith halten müssen, und hab' es um so eher thun können, da es dem Goldsmithschen Buche, wiewohl es mit den Arbeiten eines Ferguson und Gibbon keine Vergleichung aushält, als populäres Lesebuch in deren Ton und Geist sich auch nicht stimmen durfte, keineswegs an historischer Einheit, zweckmäßiger Auswahl der Begebenheiten, und im Ganzen an einem fließenden und geschmackvollen Vortrage fehlet. Jene flachen Raisonnements hab' ich nach Maßgabe meiner geringen Einsicht bestmöglichst zu heben, zu einseitige Ansichten auszuweiten, die Handlungen nach einer reinern Moralität zu würdigen, hin und wieder die Begebenheiten natürlicher zu ordnen, durchweg aber den Ton der Erzählung zu

*) In unserer historischen Sammlung in 4 Bänden.
Anmerk. des Verlegers.

zu verlebendigen und zu veranschaulichen gesucht, um diesem Buch die Wärme und das Interesse zu geben, welche zu einem unterhaltenden und nützlichen Lesebuche es beeigenschaften können.

Mit der Gründung von Constantinopel werd' ich nun die Geschichte des Byzantinischen Kaiserthums beginnen, und, wie ich hoffe, in zwey Octavbänden *) von diesen ähnlicher Stärke vollenden. Da Geschichtlesung und Geschichterzählung von Kindheit auf eine meiner liebsten Beschäftigungen gewesen, so freue ich auf diese Arbeit mich nicht wenig, hoffe auch, da ich mit den Geistern Thucydides, Tacitus, Machiavell's, Hume's, Gibbon's, Soulavie's, Johannes Müller's und Friedrich Schiller's seit geraumer Zeit Vertraulichkeit pflege, wenn gleich freylich nichts, was mit den Werken dieser Heroen sich messen, doch auch nicht so etwas zu liefern, was ihnen gegenüber errōthen, sich verhüllen, oder beschämt ins Dunkel flüchten dürfte.

Geschrieben zu Wolgast am 28sten des Erndtemonds 1791.

Der Verfasser.

*) In unserer historischen Sammlung in 5 Bänden.
Anmerk. des Verlegers.

Geschichte

des

Freystaates Rom.

Erstes Kapitel.
Vom Ursprunge der Römer.

Kein Volk des Erdbodens ist gegen den Glanz eines hohen Ursprungs gleichgültig. Schweigt die Geschichte, so muß die Fabel ihre Stelle vertreten. Die Römer insonderheit, begierig die Niedrigkeit ihrer wahren Abkunft zu verbergen, wollten für nichts weniger als für Abkömmlinge von Göttern gehalten seyn.

Aeneas, der vorgebliche Sohn der Venus und des Anchises, war Trojens Untergang entronnen. Nach langem Irrsal und vielen Gefahren und Abentheuern langte er in Italien an, J. d. W.
wo Latinus, König der Latier, ihn 2284.
gütig aufnahm und ihm seine Tochter Lavinia zur Ehe gab. Gerade so wie noch itzt, war Italien auch damals in eine Menge kleiner Staaten zertheilt, die, jeder von den andern unabhängig, beynah unaufhörlich mit einander im Kriege waren. Turnus, der Rutuler König, hatte sich lange um Lavinia beworben. Er war der erste, der dem neuen Ankömmling sich widersetzte. Ein Krieg folgte, in welchem der Trojer siegte, und Turnus umkam. Itzt bauete Aeneas eine Stadt, die er nach dem Nahmen seines Weibes, Lavinia nannte. Allein er beherrschte sie nur

vier

vier Jahre. Mezentius, ein andrer der kleinen Könige des Landes, bekriegte, überwand und erschlug ihn. Sein Sohn, Askanius, folgte ihm im Königreich; dem ein anderer Sohn von der Lavinia, Nahmens Silvius; dem eine Reihe von Königen, von denen wir wenig mehr als die Nahmen wissen. Dieß Nahmenregister herzuschreiben, wäre langweilig und ermüdend. Genug, daß die Thronfolge in der Familie vierhundert Jahre hinter einander blieb, und daß Numitor der funfzehnte vom Aenas, der letzte König von Alba war.

Numitor, von seinem Vater zum Thronfolger verordnet, hatte einen Bruder Amulius, welchem die aus Troja mitgebrachten Schätze zugefallen waren. Nur zu oft werden Reichthümer die Werkzeuge zu Gewaltthätigkeiten. Amulius nutzte die seinigen, um seinen Bruder zu verdrängen, und sich des Reiches zu bemächtigen. Nicht zufrieden mit diesen Ränken, befleckte er seine Hände auch mit Blut. Numitors Söhne waren die ersten Schlachtopfer seines Argwohnes, und um alle Besorgnisse, dereinst auf seinem Throne beunruhiget zu werden, mit der Wurzel zu vertilgen, zwang er Rheen Silvien, seines Bruders einzige Tochter, in den Orden der Vestalinnen zu treten, einen Orden, der sie zur ewigen Jungfrauschaft verpflichtete und ihn vor den Ansprüchen einer lästigen Nachkommenschaft sicherte.

Alle seine Vorsicht ward jedoch vereitelt. In einem

nem Haine, wo sie Wasser schöpfen wollte, ward Rhea Silvia von einem Manne überfallen und geschwächt, welchen sie, vielleicht um ihre Sünde zu bemänteln, für den Kriegsgott Mars ausgab. Wer dieser Liebhaber eigentlich gewesen sey, ob irgend jemand, der sie durch Annahme eines so hohen Nahmens täuschte, ob Amulius selbst, wie einige Schriftsteller behaupten, läßt sich nicht entscheiden. Gewiß ist, daß die Rhea, nach verflossener Zeit, mit zween Knaben niederkam, die der Usurpator schon im Augenblicke der Geburt dem Untergang widmete. Die Mutter ward verurtheilet, lebendig begraben zu werden, die herkömmliche Züchtigung der Vestalinnen, die ihre Keuschheit verletzet hatten. Die Zwillinge befahl er in die Tieber zu werfen. Glücklicher Weise war der Fluß mehr denn gewöhnlich aus seinem Bette getreten, so daß der Fleck, wo die Knaben hingeworfen wurden, vom Hauptstrom entfernt, und das Wasser zu seicht war, um sie zu ersäufen. Kein Leid widerfuhr ihnen daher in dieser Lage. Und damit kein Umstand ihrer Erhaltung des Wunderbaren ermangeln möge, so sagt man uns, sie seyen eine Zeitlang von einer Wölfin gesäuget worden, bis Faustulus des Königs Schäfer sie so preisgegeben gefunden und seiner Frau Acca Laurentia gebracht habe, die sie auferzog. Andere aber wollen, die Amme habe Lupa geheißen und dieser Nahme habe das Histörchen veranlaßt, daß sie von einer Wölfin gesäuget

get seyen. Bey Geschichten, die überall mit Fabeln überwachsen sind, kommt es jedoch auf ein Mährchen mehr oder weniger nicht an.

Romulus und Remus, die so wunderbar erhaltnen Zwillinge, äußerten frühzeitig Anlagen und Neigungen, die der Niedrigkeit ihrer vermeinten Herkunft überlegen waren. Das Schäferleben fieng an ihnen zu mißfallen. Vom Weiden der Heerden, vom Jagen der Thiere, kehrten sie ihre Waffen bald wider die Räuber der Gegenden, denen sie nicht selten den Raub abnahmen, und ihn unter ihre Schäferkameraden vertheilten.

In einer dieser Streifereyen ward Remus von Numitors Hirten gefangen, vor den König geschleppt, und des nehmlichen Verbrechens beschuldigt, dessen Bestrafung er sich so oft herausgenommen hatte. Itzt erfuhr Romulus von seinem Pflegevatter das Geheimniß seiner Geburt. Ohne Zeitverlust versammelte er seine Kameraden, entschlossen seinen Bruder zu befreyen, und des Usurpators Händen den Scepter zu entwinden. Zu schwach jedoch, um offenbar zu Werke zu gehen, hieß er seine Gefährten sich dem Orte auf verschiedenen Straßen nähern, während Remus mit gleicher Wachsamkeit die Bürger drinnen aufwiegelte. Amulius, auf allen Seiten umringt, unfähig ein Rettungsmittel zu ersinnen, ward während seiner Betäubung und Verwirrung ergriffen und erschlagen, während Numitor, zwey und vierzig Jahr

nach

nach seiner Entthronung, nun den Thron noch einmal wieder bestieg.

Die beyden kekken Jünglinge beschlossen itzt, auf eben den Hügeln, wo sie ihre Heerden geweidet hatten, eine Stadt zu gründen. Der König war ihnen zu sehr verpflichtet, als daß er ihre Absicht nicht hätte genehmigen sollen. Er wies ihnen Ländereyen an und erlaubte jedem seiner Unterthanen, der Lust hätte, sich in dem neuen Pflanzorte niederzulassen. Manche von den benachbarten Schäfern, manch neuerungslustiges Gesindel eilte herbey, um die Stadt bauen zu helfen. Zu Beschleunigung des Werkes ward das Volk in zwo Hälften getheilet, deren jede mit der andern in Betriebsamkeit und Hurtigkeit wetteifern möchte. Aber diese Einrichtung, die man sich so vortheilhaft vorstellte, hätte dem werdenden Staate beynah den Untergang zugezogen. Sie veranlaßte zwo Partheyen, deren eine den Romulus, die andere den Remus vorzog, welche ihrerseits selbst über den Fleck, wo die Stadt stehen sollte, uneins waren. Der König rieth ihnen, den Streit durch den Vogelflug schlichten zu lassen. Sie gehorchten; ein jeder bestieg seinen Lieblingshügel. Remus erblickte sechs Geyer, Romulus deren zwölf; da nun jenem das frühere, diesem das vollständigere Omen geworden war, so schrieb sich jeder den Sieg zu. Ein Gezänke erfolgte, und auf das Gezänke ein Gefechte, in welchem Remus blieb. — Andere sagen, Remus sey

ver=

verächtlich über die Stadtmauer gesprungen, worauf Romulus ihn mit eigener Hand niedergeworfen und erkläret habe, daß niemand ungestraft seine Mauern höhnen sollte.

Itzt allein Gesetzgeber und im achtzehnten Jahre seines Alters begann Romulus die Grundlegung einer Stadt, die einstens dem Erdboden Gesetze geben sollte. Sie erhielt den Nahmen Rom, und ward auf dem nehmlichen Fleck erbauet, auf welchem ihm das günstige Omen geworden war. Die Stadt war beynahe viereckt, und enthielt ohngefähr tausend Häuser. Ihr Umfang betrug etwa eine Meile, und ihr Gebiet ein Bezirk von etwa sechs Meilen. So gering dies auch scheinen mag, so war ihre Bevölkerung doch noch geringer. Manche Nothbehelfe wurden ergriffen, um die Anzahl der Einwohner zu vermehren, und das erste war die Eröfnung einer geheiligten Freystadt für alle Missethäter, Sklaven, Landstreicher und ähnliches Gesindel. Diese strömten schaarenweise herbey, und halfen die Zahl der Unterthanen unsers Gesetzgebers mehren.

J. d. W. 3252.
v. C. G. 752.

Um von dem werdenden Rom uns einen richtigen Begriff zu bilden, dürfen wir uns nur eine Gruppe von Hütten im Ringe einer schwachen Mauer vorstellen, erbaut mehr um Soldaten zum Zufluchtsort zu dienen, als zu dem Zwecke einer bürgerlichen Gesellschaft, bevölkert mehr mit rohem und unbesonne-

nem

nem Gesindel, als mit Unterthanen, die zum Gehorsam und zur Ordnung erzogen waren; wir dürfen uns nur einen Haufen Leute denken, die zum Rauben gewöhnt, in einem Orte zusammen lebten, der lediglich auf die Sicherung des Raubes berechnet schien. Und dennoch werden wir mit Erstaunen diesen unreinen Zusammenfluß von Menschen sich bald in die engsten Bande der Gesellschaft fügen; wir werden das gesetzlose Völklein für die Götter und ihre Stellvertreter tiefe Ehrfurcht gewinnen; wir werden einen Pöbel, der aus den Hefen des Menschengeschlechts zusammengeflossen war, dem Erdboden die erhabensten Beyspiele von Tugend und Tapferkeit geben sehen.

Zweytes Kapitel.

Von Erbauung Roms bis zu Romulus Tode.

Kaum war diese Stadt über ihren Boden emporgestiegen, als ihre rohen Einwohner den Staat in eine Art von Form zu gießen suchten. Ihr vornehmstes Augenmerk war, Freyheit mit Ordnung zu vereinigen, und eine Art von gemischter Monarchie zu bilden, in welcher alle Gewalt zwischen dem Fürsten und dem Volke getheilt seyn sollte. Mit ungewöhnlichem Edelmuthe ließ Romulus ihnen die Freyheit, sich einen König zu wählen. Dankbar wählten sie ihren Stifter; ihm huldigten sie als dem höchsten gottesdienstlichen, bürgerlichen und kriegerischen Oberhaupte. Außer einer Leibwache wurden ihm zwölf Männer zugeordnet, welche ihn überall mit Beilen, die in einem Bündel Ruthen befestigt waren, begleiten mußten; sowohl um die Urtheile zu vollziehen, als um den Unterthanen Ehrfurcht für das königliche Ansehen einzuflößen. Dies Ansehen war jedoch sehr beschränkt; es bestand lediglich in der Befugniß, den Rath zusammen zu rufen, das Volk zu versammeln, wenn Krieg beschlossen ward, das Heer zu führen, und die Quästoren oder Schatzmeister zu ernennen; Staatsbediente, die zu einer Zeit, wo we-

der

der die Krieger, noch die obrigkeitlichen Personen besoldet wurden, schwerlich viel zu thun haben konnten.

Der Senat, der dem Könige als Rathgeber zugeordnet war, bestand aus hundert der vornehmsten Bürger, aus lauter Männern, denen Alter, Weisheit oder Tapferkeit ein natürliches Ansehn über ihre Mitbürger gab. Den ersten Senator wählte der König. Er war des Königs Stellvertreter, wenn dieser in den Krieg zog. Alle Staatsgeschäfte von Bedeutung wurden in dieser ehrwürdigen Versammlung behandelt, in welcher der König zwar den Vorsitz hatte, die Stimmenmehrheit aber einzig entschied. Da man den Mitgliedern derselben väterliche Zuneigung für das Volk zutrauete, so wurden sie Väter, und ihre Nachkommen Patricier genannt. Den Patriciern gebührten alle wichtige Bedienungen, so wohl des Staates als der Priesterschaft. Ihnen wurden sie vom Senat und Volk übertragen, während den niedrigen Bürgerklassen, die von allen Aussichten auf Beförderung sich ausgeschlossen sahen, nichts übrig blieb, als sich durch Tapferkeit im Kriege oder Emsigkeit im Ackerbau emporzuschwingen.

Der dritte Theil der gesetzgebenden Macht waren die Plebejen. Ihnen blieb die Macht, allen Verordnungen, die beym König und im Senat durchgegangen waren, gesetzliche Kraft zu geben. Alles was Krieg und Frieden, was die Wahl der Obrigkeiten, und selbst eines Königs betraf, bedurfte ihrer

Beystimmung. Ihren zahlreichen Versammlungen wurden alle Unternehmungen gegen den Feind vorgeleget, während der Senat nur die Befugniß hatte, ihre Beschlüsse zu genehmigen oder zu verwerfen. So bestand der Staat aus drey Ständen, deren jeder auf Beschränkung des andern berechnet war. Das Volk erwog, ob die Vorschläge des Königes genehmiget werden sollten; der Senat rathschlagte über die Mittel sie auszuführen; und der König gab, durch seine ausübende Gewalt, den Geschäften Raschheit und Nachdruck. Diese Einrichtung scheinet dem Volke fast zu vielen Einfluß gewähret zu haben; allein es gab einen Umstand, der denselben nicht wenig verminderte. Dies waren die Rechte der Schutzverwandschaft. Ueberzeugt, daß gewissermaßen der Arme von dem Reichen abhängen müsse, gab der König einem jeden Plebejen die Erlaubniß, sich einen der Senatoren zum Schirmherrn zu erwählen. Eng und ewig war das Band zwischen beyden; jeder Schirmherr mußte seinen Schutzgenossen schützen, ihm mit Rath und Vermögen beystehen, vor den Richtern ihn vertreten, und vor jedem Druck ihn sichern. Auf der andern Seite kannte der Schutzgenosse kein anderes Interesse als dasjenige seines Schirmherrn. War er arm, so mußte er ihn unterstützen, seine Töchter aussteuren, seine Schulden, oder wenn er gefangen ward, sein Lösegeld bezahlen; folgen mußte er ihm in jedem Zuge, in jeder Gefahr; wenn

wenn er sich um ein Amt bewarb, ihm seine Stimme geben, und wenn sein Zeugniß ihm schaden konnte, so konnte kein Gericht ihn nöthigen, dasselbe abzulegen. Diese wechselseitigen Pflichten wurden für so heilig gehalten, daß die Verletzer derselben auf ewig ehrlos, und alles Schutzes der Gesetze beraubt wurden. Im Grunde waren die Senatoren also immer im Besitze der Volksstimmen, und diesen blieb nichts übrig, als die Befugniß, sich den Schirmherrn zu wählen, dem sie gehorchen wollten. In einer so barbarischen und rohen Nation, als die ersten Römer waren, war es weise, den Gehorsam zur unverletzlichsten aller Pflichten zu adeln.

Des neuen Königs erste Sorge war, den Gottesdienst zu ordnen, und seine Unterthanen durch die Begriffe von mehr denn irdischen Belohnungen und Strafen zu vermenschlichen. Die eigentliche Gestalt ihres Gottesdienstes ist unbekannt, doch bestand ein großer Theil der Religiösität dieses Zeitalters in dem Glauben an die Wahrsager, welche durch Beobachtung des Vogelflugs und der Eingeweide von Thieren das Gegenwärtige deuteten und die Zukunft erspähten. Dieser fromme Betrug, ursprünglich eine Frucht der Einfalt, ward bald ein sehr brauchbares Triebrad in den Händen der Regierung. Romulus gebot ausdrücklich, daß keine Wahl geschehen, keine Unternehmung begonnen werden sollte, ohne die Wahrsager zu befragen. Mit gleicher Weisheit ver-

ordnete er, daß keine neuen Gottheiten in der Stadt eingeführet werden, daß das Priesterthum zeitlebens dauern, aber keinem vor dem funfzigsten Jahre anvertrauet werden sollte. Er verbot ihnen, Fabeln in ihre Mysterien zu mengen, und um sie zu Volkslehrern auszubilden, hieß er sie die Geschichte der Zeiten beschreiben. Unmöglich war es einem Volke, das durch solche Priester unterwiesen wurde, in gänzliche Barbarey auszuarten.

Von seinen andern Gesetzen sind uns nur wenig Bruchstücken übrig. Aus diesen lernen wir, daß kein Eheweib, unter welchem Vorwande es immer war, von seinem Mann sich trennen durfte. Der Mann aber hatte das Recht, sein Weib nicht nur zu verstoßen, sondern mit Einwilligung ihrer Verwandten sogar zu tödten, wenn er sie auf Ehebruch, Giftmischerey, auf falschen Schlüsseln, oder auch nur auf einem Rausch ertappte. Strenger noch waren seine Gesetze in Hinsicht auf Eltern und Kinder; der Vater hatte gänzliche Gewalt, sowohl über das Vermögen, als über das Leben seiner Sprößlinge. In jedem Alter, in jedem Range konnte er sie verkaufen, oder ins Gefängniß werfen. Ward ihm ein ungestaltes Kind gebohren, so konnte er es wegwerfen, nachdem er den fünf nächsten Verwandten seine Absicht mitgetheilet hatte. Unser Gesetzgeber schien selbst gegen seine Feinde gütiger zu seyn; diese zu tödten, oder auch nur zu verkaufen verbot er seinen Untertha-

nen, wenn sie sich einmal ergeben hätten. Sein Ehrgeitz beabsichtigte nichts geringers, als die Zahl seiner Feinde täglich dadurch zu vermindern, daß er sie in Freunde verwandelte.

Itzt, da er sein Volk gemehrt, und da er es geordnet hatte, befahl er es zu zählen. Die ganze Zahl der Waffenfähigen belief sich nicht höher als auf dreytausend Mann zu Fuß und ohngefähr eben so viele Reuter. Dem zufolge wurde diese in drey Tribus getheilt, deren jedem ein besonderer Theil der Stadt angewiesen ward. Jeder der drey Tribus zerfiel in zehn Curien, deren jede aus hundert Mann bestand, und als Befehlshaber einen Centurio, als Opferpriester einen Curio, und als Gerechtigkeitspfleger zwey Duumvirn an ihrer Spitze hatten. Nach der Zahl der Curien wurden die Ländereyen in dreyßig Bezirke getheilet, mit Vorbehalt eines Bezirks zum öffentlichen Gebrauch, und eines andern zu den gottesdienstlichen Ceremonien. Die Einfalt und Nüchternheit der Zeiten erhellt am besten aus der Bemerkung, daß ein Bürger nicht mehr als zwey Acker Landes zu seinem Unterhalt bekam. Von der obgedachten Reuterey wurden zehn aus jeder Curie gewählet. Ihnen lag es ob, die Person des Königs in der Schlacht zu decken. Aus ihnen bestand seine Leibwache. Von ihrer Hurtigkeit im Kriege, oder auch etwa von dem Nahmen ihres ersten Befehlshaber erhielten sie den Nahmen der Celeres, welcher

mit

mit unserer leichten Reiterey ohngefähr gleichbedeutend ist.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so weise Staatseinrichtung nicht neue Bürger herbeygelockt hätte. In der That strömten deren ganze Schaaren aus den benachbarten Flecken herbey, und um die Dauer des Staates zu sichern, schien es an nichts anderm als an Weibern zu mangeln. Diesem großen Bedürfnisse abzuhelfen, sandte Romulus, auf den Rath des Senats, Gesandte zu den benachbarten Sabinern, welche ihnen ein Bündniß antragen und unter dieser Bedingung ihnen Freundschaft und die innigste Verschwägerung anbieten mußten. Die Sabiner, eines der kriegerischsten Völker Italiens, verwarfen den Antrag mit Verachtung. Höhnisch fragten einige, warum Romulus, der für flüchtige Sklaven eine Freystadt geöffnet habe, nicht eine andre für Metzen und Landstreicherinnen öffne? Diese Antwort verdroß die Römer. Um beydes seinen Unwillen zu befriedigen, und die Stadt zu bevölkern, beschloß der König, was ihren Bitten abgeschlagen war, durch Gewalt zu erzwingen. In dieser Absicht ward in allen benachbarten Landschaften ein Fest zu ehren des Neptun ausgerufen, und zur Feyer desselben wurden prächtige Anstalten getroffen. Der Sitte nach begannen diese Feste mit Opfern und endigten mit den Kampfspielen der Ringer, Fechter und Wettrenner. Die Sabiner waren, der Erwartung des Königes gemäß,

mäß, die ersten, die sich mit ihren Weibern und Töchtern zu dem Schauspiele drängten. Auch aus den umliegenden Gegenden eilten Haufen von Einwohnern herzu, und wurden von den Römern mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen. Mittlerweile begannen die Spiele; Augen und Ohren der Zuschauer waren gefesselt. Mit einmal stürmte eine Anzahl römischer Jünglinge mit gezogenen Schwertern unter sie, bemächtigte sich der Jungfrauen und der schönsten Weiber, und schleppte mit Gewalt sie hinweg. Umsonst ereiferten sich die Zuschauer über diesen Bruch der Gastrechte; umsonst widerstanden die Jungfrauen anfangs den Zumuthungen ihrer Räuber. Beharrlichkeit und Liebgekose errang am Ende, was die Schüchternheit zuerst versagte. Und diese Verräther, anfangs die Gegenstände ihres Abscheues, wurden bald die Vorwürfe ihrer zartesten Gefühle.

Nicht so leicht, als die geraubten Schönen, verziehen deren Anverwandte. Ein' blutiger Krieg erfolgte. Da die Sabiner in ihrer Rache zu saumselig schienen, so unterwanden die Städte Cecina, Antemna und Crustuminium sich, die ersten, die gemeinschaftliche Beleidigung zu ahnden. Durch die Einzelnheit ihrer Einfälle aber erleichterten sie dem Romulus ihre Bezwingung. Zuerst überwältigte er die Cecinenser, erschlug ihren König Acron im Zweykampf, und brachte seine Waffen als reiche

Beute dem Jupiter Feretrius auf dem nehmlichen Flecke als Opfer dar, auf welchem in der Folge das Capitol erbauet wurde. Die Antemnater und Crustuminier hatten das nehmliche Schicksal; ihre Heere wurden überwältigt, und ihre Städte eingenommen. Der Sieger bediente sich seines Sieges jedoch mit großer Milde. Statt die Städte zu zerstören, oder die Zahl der Einwohner zu mindern, legte er blos eine römische Colonie hinein, um wider fernere Einfälle ihm zu einer Art von Grenzwehre zu dienen.

Tatius, König von Cures, einer Sabinischen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichste, der den Schimpf seines Landes zu rächen übernahm. An der Spitze von fünf und zwanzig tausend Mann drang er ins Römische Gebiet ein. Ohngeachtet der Ueberlegenheit seines Heeres, verschmähete er die Kriegeslist nicht. Tarpeja, die Tochter des Befehlshabers vom capitolinischen Hügel, fiel in seine Hände, als sie aus den Mauern der Stadt gieng, um Wasser zu hohlen. Durch große Verheißungen überredete er sie, ihm eines der Thore zu verrathen. Zur Belohnung bedung sie sich dasjenige aus, was die Krieger an ihren Armen trügen. Die Armringe meinte sie. Jene aber, es sey nun aus Mißverständniß, oder um ihre Verrätherey zu strafen, warfen, wie sie ins Thor drangen, ihre Schilder über sie her, unter deren quetschendem Gewichte

wichte sie starb. Itzo im Besitz des capitolinischen Hügels, konnten die Sabiner den Krieg nach ihrem Belieben fortsetzen. Eine Zeitlang fielen nichts, denn leichte Scharmützel vor. Das Ermüdende dieser Art zu kriegen erschöpfte jedoch beyde Partheyen; beyde wünschten Frieden, keine wollte sich herablassen ihn zu erbitten. Wie gewöhnlich sollte auch diesmal der Friede erst erfochten werden, und beyde Parteyen beschlossen, ihre Zwistigkeiten in offner Feldschlacht zu entscheiden. Ein allgemeines Gefecht erfolgte, und ward einige Tage nach einander mit beynah gleichem Erfolg erneuert. Beyde Heere kämpften für alles, was sie am kostbarsten hatten. Keines konnte sich entschließen nachzugeben. In dem Thale zwischen dem capitolinischen und quirinalischen Hügel ward die letzte Schlacht gefochten. Schon war sie allgemein geworden und das Blutvergießen groß, als plötzlich die Aufmerksamkeit der Kämpfer von den Scenen des Schreckens vor ihnen, auf ein Schauspiel von unendlich rührenderer Art gelenket wurde. Mit fliegendem Haare und fließenden Gewändern stürzten die geraubten Sabinerinnen sich zwischen die Kämpfer, fühllos für jede andere Gefahr, als diejenige ihrer Väter, ihrer Ehegatten und ihrer Kinder. Uns, uns, riefen sie, treffen eure Waffen, ihr Mordlustigen, uns, die einzige Ursache eurer Erbitterung. Uns geziemet es zu sterben, wenn anders gestorben

seyn

seyn soll, damit wir nicht einsam und elend den Fall unserer Gatten und Verwandten überleben. Einem so rührenden Schauspiel vermochten die Streiter nicht zu widerstehen. — Wie verabredet ließen beyde Theile die Schwerter sinken, und sahen dem Herzerschütternden Auftritt mit schweigender Betäubung zu. Die Thränen und das Flehen der Weiber und der Töchter siegten endlich. Ein Vergleich erfolgte, in welchem ausgemacht ward, daß Romulus und Tatius hinfort gemeinschaftlich, mit gleicher Macht und gleichen Vorrechten in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Senat aufgenommen werden, daß die Stadt ihren Nahmen behalten, die Bürger aber denjenigen der Quiriten, den die Sabiner bisher getragen, führen, und daß alle Sabiner, die Lust hätten, sich in der neuen Stadt niederzulassen, die Vorrechte der ursprünglichen Bürger genießen sollten. So diente jeder Sturm, der dem werdenden Reiche den Untergang zu drohen schien, bloß zur Vermehrung seiner inneren Kraft. Die Krieger des nehmlichen Heeres, das am Morgen der Stadt Zerstörung und Vertilgung gedrohet hatte, ließen sich am Abend mit Freuden unter die Zahl seiner Bürger aufnehmen. Romulus sahe sein Gebiet, und seine Unterthanen in wenigen Stunden um mehr denn die Hälfte verstärkt; und recht als ob das Glück seinen Ehrgeitz auf alle Weise hätte begünstigen wollen, mußte es sich fügen, daß Tatius, der

einige seiner Bürger, die die Lavinier geplündert und ihren Gesandten umgebracht hatten, in Schutz nahm, von diesen umgebracht wurde, so daß Romulus noch einmal Alleinherrscher von Rom wurde.

Rom, das durch den neuen Zuwachs seiner Macht außerordentlich an Kräften gewonnen hatte, fieng an seinen Nachbaren fürchterlich zu werden; und es ist leicht zu erachten, daß es der Eifersucht der einen und dem Ehrgeitz der andern nie an Vorwand zu neuen Kriegen mangeln konnte. Fidena und Kameria, zwo benachbarte Städte, wurden überwältiget und erobert. Auch Veji, einer der mächtigsten Staaten Hetruriens, hätte beynahe dies Schicksal gehabt. Nach zwey blutigen Niederlagen baten sie um Frieden und Bündniß und erhielten beydes unter der Bedingung, daß sie sieben kleine Städte an der Tiber mit sammt den Salzgruben an diesem Flusse den Römern abtreten, und zu größrer Sicherheit Geißeln stellen mußten.

So ungewöhnliches Glück erhob den Stolz des Eroberers. Statt sich innerhalb der Schranken zu halten, die seiner Macht mit so vieler Weisheit vorgezeichnet waren, fieng er an nach unumschränkter Gewalt zu streben, und Gesetze, denen er unbedingten Gehorsam angelobet hatte, nach Gefallen abzuändern. Der Senat, der sich blos zu Werkzeugen des Despotismus gemißbraucht sah, verschwor sich zu seinem Untergange. Die Art, wie sie ihn aus

dem

dem Wege geräumet haben, ist nicht genau bekannt. Einige sagen, er sey im Senathause in Stücken zerrissen worden; andere, er sey während einer Musterung verschwunden. So viel ist gewiß, daß die Heimlichkeit der That, und das Verstecken seines Körpers ihnen Gelegenheit gab, der Menge einzureden, er sey in den Himmel entrückt worden. — Als einen König hatten sie ihn nicht dulden wollen, als einen Gott ihn zu ehren, waren sie zufrieden.

So gelangte Romulus nach sieben und dreyßigjähriger Regierung und einem gewaltsamen Tode, auf die feyerliche Erklärung des Senatores Proclus, daß er ihm erschienen sey und verlangt habe, unter dem Nahmen Quirinus angerufen zu werden, zu Tempel, Altare und göttlicher Ehre.

In dem Karakter dieses Fürsten erblicken wir wenig mehr, als was von einem solchen Zeitalter zu erwarten steht, große Mäßigung und großen Kriegsmuth, gewöhnlich die ganze Liste wilder Tugenden. Nichts destoweniger flößt die nachfolgende Größe des römischen Reiches uns eine Art von Bewunderung gegen seinen Stifter ein, ohne daß wir gerade untersuchen sollten, welche Ansprüche er zu dem Titel eines Helden habe.

Drittes Kapitel.

Von Romulus Tode bis zum Tode des Numa Pompilius, zweyten Königes in Rom.

Rom war itzo bereits ein ziemlich frucht- J. d. St. 38.
barer Staat geworden. Seine Macht bestand aus sechs und vierzig tausend Streitern zu Fuß und aus tausend Reutern. Einen so zahlreichen und verschiedenartigen Haufen von Menschen unter den Gehorsam eines Einigen zu vereinen, war nicht leicht; und in der That schien die Stadt über die Wahl eines Nachfolgers sehr getheilt. Die Sabiner wünschten, daß man aus ihrem Mittel einen König wähle, die Römer aber hielten sich nicht verpflichtet, einen Fremden zum Throne zu befördern. In dieser Verlegenheit übernahm es der Senat, die Stelle des Königs zu vertreten, indem jedem seiner Mitglieder nach der Reihe die Regierung sammt allen Ehren und Rechten der Königswürde auf fünf Tage übertragen wurde. Diese Einrichtung dauerte ein Jahr. Vielleicht dachte der Senat, durch Beybehaltung derselben, die Obergewalt in seinem Mittel zu erhalten; vielleicht wartete er nur auf ein würdiges Subjekt, das er mit der königlichen Würde hätte bekleiden können. Allein den Plebejern gefiel die neue Regierungsart nicht.

nicht. Sie sahen, daß ihre Herren dadurch ins Unendliche vervielfältiget wurden, und drangen auf Abänderung derselben, wobey sie es dem Senat jedoch frey stellten, entweder einen König, oder zwey jährliche höchste Obrigkeiten aus ihrem Mittel zu wählen. So zur Wahl genöthiget, debattirte der Senat eine Zeitlang über die schicklichste Form, bis man endlich eins ward, daß die eine Partey wählen, und aus der andern gewählet werden sollte. So glaubte man würde der König beyden gleiche Verpflichtung haben, den einen als seinen Landsleuten, den andern als den Urhebern seines Glücks. Diesem Schlusse zufolge ward dem römischen Theile des Senats die Wahl überlassen, der dann den Numa Pompilius, einen Sabiner, erkohr, eine Wahl, die den allgemeinen Beyfall sowohl des übrigen Theils des Senats als des Volks erhielt.

Numa Pompilius war etwa vierzig Jahr alt. Schon lange hatte er sich durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und musterhaften Wandel ausgezeichnet. Geübt in aller Gelehrsamkeit und Philosophie der Sabiner, lebte er zu Cures in der Stille und Glückseligkeit des Privatlebens, und drängte sich nimmer zu den Würden des Staates. Nicht wenig Ueberwindung kostete es ihm demnach, die angebotne Würde anzunehmen; eine Zeitlang schlug er sie in der That eigensinnig aus; aber die Aufforderung seines Vaters und das Zureden der Botschafter,

die

die von Rom aus an ihn gesandt waren, bewegte ihn endlich, seine häusliche Ruhe dem Besten der Gesellschaft aufzuopfern. Er nahm die Königswürde an, und diese Annahme veranlaßte eine Freude, daß es nicht sowohl schien, das Volk habe einen König als ein Königreich gewonnen.

Die Römer weideten sich immer an dem Gedanken, daß die Vorsehung die verschiedenen Neigungen ihrer Könige recht geflissentlich den verschiedenen Bedürfnissen des Volks angemessen habe, und man muß gestehen, daß sie sich in gegenwärtiger Gelegenheit nicht irrten. Kein Monarch konnte in den damaligen Umständen passender für sie seyn, als Numa. Noch bestand der Staat aus einer Menge kleiner, jüngst unterworfener und nur sehr lose aneinander geknüpfter Gesellschaften. Wie sehr bedurfte er demnach eines Herrn, der durch seine Gesetze und Vorschriften die rohen Gemüther milderte, und ihnen durch sein Beyspiel Liebe zur Tugend und zur Religion einflößte. Ein solcher war Numa. Unter ihm ward das Volk unterwürfiger und geselliger; unter ihm sog es jenen religiösen Enthusiasmus ein, der es in der Folge als Eroberer unüberwindlich machte. Zeitalter dauerte und wirkte dieser Geist durch dies wunderbare Volk, und belegte den Lehrsatz der Geschichte, daß Tapferkeit, durch den Aberglauben unterstützt, durchaus unwiderstehlich ist.

Numas Regierung war der Triumph aller fried-

lichen Tugenden. Liebe zur Frömmigkeit und Ehrfurcht für die Götter seinem Volke einzuflößen, war das Geschäft seines Lebens. Er bauete Tempel, stiftete Feste, und überredete das Volk, durch die Heiligkeit seines Lebens, das er mit der Göttin Egeria heimlichen Umgang pflege. Auf ihren Rath bauete er den Tempel des Janus, der in Friedenszeiten verschlossen, und im Kriege offen war. Er ordnete Vestalinnen, viere an der Zahl, denen große Vorrechte zugestanden wurden, jenes zum Beyspiel, daß die Fascen, oder Insignien der königlichen Würde, ihnen vorgetragen wurden, und daß sie Missethäter, die ihnen von ohngefähr in den Weg traten, begnadigen durften. Er errichtete die Gesellschaft der Pontificen, in deren Mitte er selbst trat; er stiftete den Orden der Salier und der Fecialen, Priester, deren jenen oblag, die Ancilia, einen heiligen Schild, der vorgeblich vom Himmel gefallen und mit Roms Unbezwinglichkeit innigst verbunden war, zu bewahren, diesen, die Gerechtigkeit der Kriege zu untersuchen, und ihn mit großer Feyerlichkeit anzukündigen.

Zur Aufmunterung des Ackerbaues theilte er die Ländereyen, die Romulus durch Krieg gewonnen hatte, unter den ärmeren Theil des Volks aus. Er milderte die Strenge der Gesetze, die das Verhältniß zwischen Vätern und Kindern festsetzten, und verbot, daß ein Vater seinen schon verheyratheten

Sohn

Sohn verkaufen sollte; angesehn es ungerecht sey, daß ein Weib, das einen Freyen geheyrathet hatte, solle gezwungen werden mit einem Sklaven zu leben. Er berichtigte den Kalender, und hob allen Unterschied zwischen Römern und Sabinern auf, indem er das Volk nach seinen Beschäftigungen eintheilte, und es mit einander zu leben nöthigte. Durch dieses Mittel wurden die beyden Nationen bald bis zur innigsten Verschmelzung in einander gemischt. Unter solchen Beschäftigungen erreichte Numa das vier und achtzigste Jahr seines Lebens, und das drey und vierzigste seiner friedlichen Regierung, die er mit einem eben so friedlichen Tode krönte. Vor seinem Hinscheiden befahl er, wider die Sitte der Zeiten, seinen Leichnam in einem steinernen Sarge, und seine Ceremonienbücher, deren zwölf in lateinischer, zwölf in griechischer Sprache geschrieben waren, in einem andern neben ihm zu begraben. Vierhundert Jahre nachher wurden letztere gefunden, und auf Befehl des Senates, der die darin enthaltnen Mysterien dem Volke zu enthüllen für sündlich hielt, zu Asche verbrannt; ein sonderbares Merkmal der Ehrerbietung, das diese Werke vielleicht vor dem Gelächter der Nachwelt rettete.

Viertes Kapitel.

Von Numas Tode bis zum Tode des Tullus Hostillius, dritten Königs von Rom.

J. d. St. 82. Nach Numas Tode fiel das Regiment wieder an den Senat, und blieb bey ihm bis das Volk mit einmüthiger Beystimmung des andern Zweigs der Verfassung, den Tullus Hostilius zum König wählte. Dieser, ein Enkel eines edlen Römers, der in dem Kriege wider die Sabiner sich hervorgethan hatte, war in jeder Rücksicht seinem Vorfahren unähnlich, und eben so kriegslustig und beynah noch unternehmender, als der Stifter des Reichs gewesen war. Er suchte also nur einen Vorwand, um seine Kriegsmacht ins Feld zu führen.

Dieser Vorwand war bald gefunden, und zwar waren die Albaner die ersten, die dem neuen König Gelegenheit gaben, seinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. Zwey benachbarte Völker, beyde kampfbegierig, beyde gewissermaßen vom Raube lebend, ermangeln nimmer eines Vorwandes um die Gewaltthätigkeit eines ersten Angriffs zu beschönigen. Einige römische Schäfer, scheint es, hatten zuerst einen Einbruch in das albanische Gebiet gewagt; die Schäfer von Alba vergolten ihnen Gleiches mit Gleichem;

Bot=

Botschafter wurden von beyden Staaten abgesandt, um sich über die verübten Beleidigungen zu beklagen; keine Genugthuung folgte; der Krieg ward erklärt, ohne daß irgend eines den Vorwurf, der angreifende Theil gewesen zu seyn, auf sich wollte kommen lassen. Manche Gründe hätten diese beyden Völker hindern sollen mit einander zu brechen. Nicht nur waren sie von einerley Ahnen entsprossen, und manche von ihnen durch die Bande der Blutsverwandschaft mit einander verbunden; sondern es gab auch in der Nähe manchen heimlichen Feind, der nur auf Gelegenheit lauerte, um über beyde herzufallen.

Entschlossen, das Schicksal ihrer Reiche durch das Schwert zu entscheiden, denn in diesen barbarischen Zeiten war beynahe jede Schlacht entscheidend, trafen die römischen und albanischen Heere ohngefähr fünf Meilen von Rom aufeinander. Eine Weile standen sie in Schlachtordnung einander gegenüber, das Zeichen zum Angriff erharrend, und murrend über die Verlängerung jener furchtbaren Zwischenfrist, die vom Tode oder Siege sie noch trennte. Mit einmal trat der albanische Feldherr aus den Gliedern seines Heeres hervor. Sein unerwarteter Vorschlag dämpfte den Ungestümm der Krieger. Durch einen Zweykampf erbot er sich den Streit entscheiden zu lassen; das Heer, dessen Kämpfer unterliegen würde, sollte den Ueberwindern gehorchen. Ein Vorschlag wie dieser, konnte dem raschen Geist des römischen

Kö-

Königs nicht anders denn willkommen seyn. Auch seine Krieger ergriffen ihn mit Freuden. Ihrer jeder hoffte der Ehre, für das Vaterland kämpfen zu dürfen, gewürdigt zu werden; manche tapfere Männer drängten sich in die Wette zu dieser großen Rolle, und nur der Zufall vermochte den Zwist zu entscheiden. Es traf sich, daß grade in jedem der beyden Heere Drillinge vorhanden waren, im Römischen die Horatier, im Albanischen die Curiatier, Jünglinge von anerkannter Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit. Diesen beschloß man die Sache des Vaterlandes anzuvertrauen. Eide wurden geschworen, feyerliche Gelübde gelobet, damit die Ueberwundnen durch die Furcht der Götter genöthiget würden, dem Winke des Schicksals zu gehorchen. Und itzo traten die Kämpfer unter den Gebeten, den Zurufungen und dem Feldgeschrey ihrer Mitbürger auf die Wahlstatt. Man erinnerte sie an ihre vorige Thaten. Man stellte ihnen vor, daß ihre Väter, ihre Mitbürger, die Götter selber, Zuschauer ihres Kampfes wären. Itzo dachte das Volk, würden sie auf einander einstürmen; allein sie legten die Waffen nieder und umarmten einander mit allen Merkmalen der zärtlichsten Freundschaft. Gemahnet durch die Wichtigkeit ihres Geschäftes, ermannten sie sich jedoch bald wieder, und der Kampf begann. Unbekümmert um seine eigene Erhaltung, suchte jeder nur den Untergang seines Gegners. In schrecklicher

Stille standen beyde schauende Heere, zitterten bey jedem Streiche, halfen mit Mienen und Gebärden ihren Kämpfern kämpfen. Lange schwankte der Sieg. Endlich schien er sich wider die Römer zu erklären, von deren Tapfern schon zween todt auf dem Boden lagen, während der einzige übrige die drey schwer verwundeten Curiatier, die ihm langsam nachfolgten, durch die Flucht um Gnade zu bitten schien. Itzo waren die Albaner ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig. Sie erhoben ein lautes Freudengeschrey, während die Römer die Feigheit ihres Streiters mit bitterm Ingrimm verwünschten. Sie wurden jedoch bald mit ihm ausgesöhnet; sie merkten daß seine Flucht bloße Verstellung sey, daß er durch sie seine Gegner, deren vereinigten Macht er nicht widerstehen konnte, nur zu trennen suche: denn plötzlich wandte er mitten in seinem Laufe sich um, stürmte auf den, der ihm am nächsten folgte, ein, und streckte ihn todt zu seinen Füßen. Herbey eilte der zweyte Bruder um den Fallenden zu unterstützen, und hatte das nehmliche Schicksal. Langsam und mühselig schleppte der einzige noch übrige Curiatier sich heran. Wunden und Erschöpfung machten jedes Widerstandes ihn unfähig. Er sank unter des Siegers erstem Streiche. Roms Obergewalt ward anerkannt und das albanische Heer ergab sich ohne Widerrede.

Ein so glänzender und mit so glorreichen Folgen bekränzter Sieg berechtigte den Ueberwinder zu

allen

allen Ehrenbezeugungen, die Rom gewähren konnte. Aber gerade, als ob keine Tugend dieses Zeitalters ohne Makel seyn sollte, ward die nehmliche Hand, die den Morgen das Vaterland gerettet hatte, noch vor Abend mit dem Blute einer Schwester besudelt. Der triumphirende Horatier hielt seinen Einzug. Seine Schwester begegnete ihm, jammernd, wehklagend um den Untergang ihres Geliebten, des einen der gefallenen Curiatier, dessen Verlobte sie gewesen war. Unglücklicher Weise erblickte sie unter dem Raube des Siegers ein Gewand, das sie mit eigenen Händen für ihren Liebling gewürcket hatte. Uebermannt von wilden Schmerzen, überschüttete sie ihn mit den blutigsten Schmähungen. Der stolze Jüngling, durch ihre Reden erbittert, und beschämt, eine Schwester von so wenigem Gemeingeist zu haben, zuckte sein Schwert und erstach sie. — Diese That empörte den Senat aufs äußerste. — Von der Obrigkeit ward der Mörder zum Tode verdammt; aber das Volk, an welches er appellirte, begnadigte ihn.

Hostilius beschloß, seinen Sieg möglichst zu benutzen. Nicht nur beschloß er, Albas Unterwerfung zu sichern, sondern auch Veji und Fidenä zu züchtigen, die alle Anstalten getroffen hatten, um das Joch abzuschütteln. — Beyde Absichten erreichte er. Ein Sieg über die letzten entkräftete sie auf lange Zeit; Alba ward, nachdem sein Feldherr Metius Suffetius des Hochverraths überführet und mit

Pfer=

Pferden zerrissen worden war, gänzlich zerstöret, und seine Einwohner wurden nach Rom verpflanzt, wo manche derselben vom König in den Senat aufgenommen wurden.

Zunächst wandte Tullus seine Waffen wider die Sabiner, über die er vermittelst seiner Reuterey, der die Feinde nicht zu widerstehen vermochten, einen ausgezeichneten Sieg erfocht. So schien jeder neue Krieg, der andere Staaten entvölkerte, dem Römischen neue Kraft und neuen Zuwachs zu verschaffen. Ueberzeugt vielleicht, daß der Zustand immerwährender Feindseligkeiten seinem Volk am zuträglichsten sey, hatte Tullus kaum die Sabiner gedemüthiget, als er mit den Latiern einen Krieg anfieng, der jedoch auf beyden Seiten nur ziemlich läßig geführet wurde. Keine Schlacht ward geliefert, keine Stadt erobert, Medalla ausgenommen, welche schon vorher eine römische Kolonie hatten einnehmen müssen, sich aber wieder aufgelehnet hatte. Tullus ließ den Ort von Grund aus zerstören, um für die Zukunft ähnlichen Empörungen vorzubeugen. Der Krieg mit den Latiern dauerte übrigens den ganzen Rest seiner Regierung hindurch, deren letzte Jahre sehr stürmisch waren. Wunderzeichen schreckten das Volk. Eine Hungersnoth erfolgte, die der König nicht abzuhelfen vermochte. — Zwey und dreyßig Jahr hatte er regieret, als er, wie einige sagen, durch einen Blitzstrahl, wie glaublicher ist, durch Meuchelmord umkam.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Von Tullus Hostilius Tode bis zum Tode des Ancus Martius.

J.d.St.115. Nach einem abermaligen Zwischenreiche ward Ancus Martius, ein Enkel Numas, vom Volke zum Könige erwählet, und vom Senat in seiner Würde bestätiget. Als Numas Abkömmling, schien er seinen großen Ahnen zu seinem Muster zu wählen. In der That hatte die Natur ihn untüchtig gemacht, im Kriege eine große Rolle zu spielen. Einer seiner Arme war dergestalt gekrümmet, daß er ihn nicht ausstrecken konnte, welches ihm eben den Zunamen Ancus erwarb. Er ersetzte dies Gebrechen jedoch durch die sorgsamste Aufmunterung aller Künste des Friedens. Er stiftete das heilige Ceremoniel, das vor einer Kriegserklärung hergehen sollte; er bemühete sich dem Volke einzureden, daß alles Unglück, welches es unter dem vorigen Könige betroffen hatte, blos der Vernachläßigung der Götter zuzuschreiben sey; er ergriff jede Gelegenheit seine Unterthanen von den kriegerischen Uebungen zu den stillen Geschäften des Landbaues zurückzurufen.

Diese Gemüthsart ward ihm von den benachbarten Mächten als Feigheit nicht als Weisheit angerech-

rechnet. Die Latier begannen neue Einfälle in sein Gebiet, und zwangen ihn gewissermaßen durch ihre Beleidigungen zum Kriege. Aber auch hier blieb Ancus seinen Grundsätzen getreu. Er schickte einen Herold, um ihnen den Krieg zu erklären. Festlich gekleidet, und einen Wurfpfeil mit eiserner Spitze in der Hand, trat er an die Gränzen des Feindes, rief den Krieg feyerlichst aus, und schleuderte den Wurfpfeil aus allen Kräften ins feindliche Gebiet. Der Erfolg des Krieges war seiner Gerechtigkeit gemäß. Ancus überwand die Latier, zerstörte ihre Städte, verpflanzte die Einwohner nach Rom, und vergrösserte sein Gebiet durch einen Theil des Ihrigen. Nicht weniger glücklich dämpfte er einen Aufstand der Vejer, Volscer und Fidenater, und gewann auch über die Sabiner einen neuen Sieg.

Diese Thaten im Felde waren jedoch seinen Werken daheim nicht zu vergleichen. Er bauete Tempel, befestigte die Stadt, errichtete ein Gefängniß für Missethäter, und legte an der Mündung der Tiber den Hafen Ostia an, wodurch er seinen Unterthanen den Handel auf diesem Flusse, und die angränzenden Salzgruben versicherte. Nicht weniger ließ er sich angelegen seyn, angesehene Fremdlinge nach Rom zu ziehen. Die Vorrechte, deren sie genossen, und die Gerechtigkeit, die er allen auf gleiche Weise angedeihen ließ, lockte Schaaren angesehener Personen aus allen Theilen Italiens dahin, die nicht nur die Reich-

thü-

thümer seiner Bürger vermehrten, sondern auch zur Verfeinerung ihrer Sitten beytrugen. Unter diesen war auch Lucumon, der hernach den Zunahmen Tarquinius annahm, und unter dem Nahmen des älteren Tarquin des Königs Nachfolger ward. Dieser Fremde besaß nicht nur persönliche Vorzüge, sondern auch sehr große Reichthümer. Mit staatsklugem Edelmuthe erbot er sich gegen den Ancus, alle seine Schätze zu Gunsten der Staatsbedürfnisse in den öffentlichen Schatz niederzulegen. Dies gewann ihm das Herz des Königs. Er ward auf das ehrenvollste von ihm behandelt. Er ward in den Senat aufgenommen, und sogar zum Vormund der beyden Söhne des Ancus ernannt, der, nachdem er seine Unterthanen bereichert und die Stadt verschönert hatte, nach einer vier und zwanzigjährigen Regierung starb.

Sechstes Kapitel.

Von Ancus Martius Tode, bis zum Tode des Lucius Tarquinius Priscus, fünften Königs von Rom.

Wir haben schon gehört, daß dieser J.d.St.138. Lucius ursprünglich Lucumon geheißen, und zum Vormund der beyden Söhne des Königes gewählet worden sey. Den Beynahmen Tarquinius nahm er von der Stadt Tarquinia an, in welcher er sich ehedem aufgehalten hatte. Sein Vater, ein Kaufmann in Korinth, hatte im Handel beträchtliche Reichthümer erworben, und sich um einiger einheimischer Unruhen willen in Italien niedergelassen. Sein Sohn Lucumon, der sein Vermögen erbte, heyrathete ein Frauenzimmer von Familie in der Stadt Tarquinia; da aber seine Geburt, sein Stand und sein Vaterland den Edeln des Ortes verächtlich waren, so beredete seine Gattin ihn, sich in Rom niederzulassen, als wo Verdienste der einzige Maasstab wären, nach dem man Menschen schätze. Auf seiner Reise dahin soll, den Sagen nach, in der Nähe der Stadt ein Adler aus den Wolken herunter geschossen seyn, ihm den Hut vom Kopfe gehoben, und nachdem er einigemal mit großem Gerassel um den Wagen herum geflogen, ihm denselben wieder aufgesetzet haben.

haben. Seine Gattin Tanaquil, die sich auf den Vogelflug scheint verstanden zu haben, deutete dies augenblicklich als eine Vorbedeutung, daß er einstens die Krone tragen würde, und vielleicht ward von diesem Augenblick an der Gedanke, sie zu erringen, in ihm rege. Im Besitze großer Reichthümer verwandte er sie einzig und allein zur Gewinnung der Volksgunst. Sein Anstand, seine Leutseligkeit, seine häufige Einladungen, seine prächtigen Vergebungen gewannen ihm die Achtung und Bewunderung eines Volkes, das, in den Künsten der Intrigue unerfahren, über die Absichten solcher Gunsterweisungen nicht grübelte.

Als nun Ancus todt und das Reich wie gewöhnlich dem Senat anheim gefallen war, bediente sich Tarquin aller seiner Kunst und seines Einflusses, um die Kinder des Königs auf die Seite zu drängen, und die Krone für sich selbsten zu erhalten. — Auf den zur Wahl bestimmten Tag entfernte er die jungen Königs-Söhne aus der Stadt, und legte dem Volk in einer Rede alle seine Verdienste dar, seine Freundschaft gegen sie, seine Verschwendungen um ihrentwillen, seine Kenntniß ihrer Verfassungen; dann trug er sich ihnen zum König an. Da nun nichts in seiner Rede war, dem man mit Grunde hätte widersprechen können, so erreichte sie den gewünschten Zweck, und das Volk wählte ihn einmüthig zum Könige.

Ein

Ein dergestalt durch Ränke erworbenes Reich ward dennoch mit großer Billigkeit verwaltet. Um seine Anhänger zu belohnen, nahm Tarquinius gleich im Anfange seiner Regierung ihrer hundert in den Senat, dessen Vollzahl dadurch von zwey bis drey hundert vermehret wurde. Auch die Zahl der Vestalinnen vermehrte er von vier zu sieben; und legte den Grund zu einem Amphitheater für Menschen- und Thiergefechte, die in der Folge zu einer so ausschweifenden Höhe getrieben wurden. Die ersten Schauspiele waren blos Pferderennen und Faustkämpfe, in welchen Männer, die man zu diesem Ende aus Etrurien verschrieb, mit Rappieren um einen Preis stritten. Wie anders als in spätern Zeitaltern, wo man zweytausend Gladiatoren mit einmal todt, oder itzt sterbend auf der Schaubühne liegen sah!

Durch die Einfälle rastloser Nachbaren wurden diese friedlichen Beschäftigungen jedoch bald unterbrochen. Die Latier waren die ersten, über welche Tarquin triumphirte, und sie nöthigte, um Frieden zu bitten. Dann wandte er seine Waffen wider die Sabiner. Noch einmal hatten diese sich empöret, und waren auf einer Schiffbrücke über die Tiber gegangen um Roms Gebiet zu plündern, und wo möglich die Stadt selber zu verheeren. Allein Tarquin ereilte sie am Ufer des Flusses, und da er eine Menge Holz am Gestade liegen fand, ließ er es in Brand stecken, iu den Fluß werfen und durch den

Wind

Wind auf die feindliche Brücke treiben, die sogleich in Brand gerieth und den Sabinern den Rückweg abschnitt. Er ließ dem erschrockenen Feinde nicht Zeit sich zu erholen. Ungestüm fiel er über ihn her, und schlug ihn. Die das Schwert schonte, verschlang der Strom, und Leichname und Rüstungen, die nach Rom hinunter geflossen waren, verbreiteten dort die Zeitung des Sieges noch früher, als die abgeschickten Eilboten hätten anlangen können.

Um den Sabinern nicht Zeit zu lassen von ihrer Niederlage sich zu erholen, folgte Tarquin ihnen in ihr eigenes Land, und gewann einen neuen Sieg über sie. Jtzt baten sie um Frieden. Aber nur mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles ihres Gebietes, und Collatiens, einer großen Stadt, fünf Meilen ostwärts von Rom gelegen, konnten sie ihn erkaufen. Diesen Eroberungen folgten verschiedne Vortheile über die Latier, denen der König eine Menge Flecken abnahm, ohne einen entscheidenden Sieg zu gewinnen.

Die Feinde des Reiches waren itzt gedemüthiget. Aber Tarquin war nicht willens seine Unterthanen in Trägheit rasten zu lassen. Er unternahm daher verschiedne öffentliche Werke zum Nutzen und zur Verschönerung der Stadt. Er umgab sie mit weitläuftigeren und stärkeren Mauern; er schmückte das Forum oder den Marktplatz mit bedeckten Gängen, Er erbauete unterirrdische Kanäle, um die Un-

rei-

reinigkeiten der Stadt abzuleiten. Er verschönerte das Amphitheater, das sein Vorfahr begonnen hatte, und legte den Grund zum Capitol, dessen Vollendung er jedoch nicht erlebte.

Unter Tarquins Regierung wuchs das Ansehn der Augurn außerordentlich. Ohne Zweifel fand dieser staatskluge König es seinem Interesse angemessen, einen Aberglauben zu nähren, der in der That die Unterthänigkeit des Volkes nährte. Tanaquil, des Königs Gattin, war sehr erfahren in dieser Kunst. Aber von allen Virtuosen dieser Art, die Rom jemalen gehabt hat, war Accius Nävius der bey weitem berühmteste. Der König war bey einer gewissen Gelegenheit inne geworden, daß es ihm an hinlänglicher Reuterey mangle. Er beschloß daher, die drey Geschwader, die Romulus ursprünglich eingerichtet hatte, mit drey neuen zu vermehren. Aber der Augur widerstand ihm. Die Götter, sagte er, verböten in den Einrichtungen des Stifters etwas zu ändern. Der König ward zornig. Entschlossen des Augurs Geschicklichkeit zu prüfen, fragt' er ihn, ob das, was er gerade itzt im Sinne habe, wohl bewerkstelliget werden könnte? Allerdings sagte der Augur kühnlich, nachdem er die Augurien befraget hatte. Wohlan, erwiderte der König mit höhnischem Lächeln, ich dachte so eben diesen Schleifstein zu zerschneiden. Schneid' immer zu! rief der Augur, und der König durchschnitt den Kiesel wie weichen Leimen. Von

nun an ward nichts in Rom begonnen, ohne die Augurn zu befragen, und ihren Rath und ihren Beyfall einzuholen. Keine Versammlung ward beurlaubt, kein Heer geworben, keine Schlacht geliefert, kein Friede geschlossen, ohne das Zwitschern und den Flug der Vögel zu Rathe zu ziehen, welche die Augurn ohne Zweifel alles sagen ließen, was ihnen wohl gefiel.

Tarquinius, mit dem Besitz der Königswürde nicht zufrieden, nahm auch die Insignien derselben an; eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Stuhl, einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze, und einen Purpurmantel. Dieser schimmernde Aufzug, der den lydischen Fürsten abgeborgt schien, mochte den Neid der Söhne des verstorbenen Königs, die sich seit sieben und dreyßig Jahren ganz ruhig verhalten hatten, vielleicht nicht zuerst erwecken. Tarquins Absicht, seinen Schwiegersohn, Servius Tullius, zu seinem Nachfolger zu erheben, gab ihrer Rachgier neuen Zunder. Sie beschlossen des Königs Untergang. Zween Bösewichter, von ihnen gedungen, mußten unter dem Vorwande einer Streitigkeit beym König Gehör verlangen, und während dieser ihrem Wortwechsel ohne einigen Argwohn zuhörete, ermordeten sie ihn mit ihren Aexten. Die Mörder wollten entrinnen. Allein die Lictoren, die dem König aufwarteten, ergriffen sie, und sie bekamen ihren

ren Lohn. Ancus Söhne, die eigentlichen Anstifter des Mordes, retteten sich durch die Flucht.

So fiel Lucius Tarquinius, der um von einem Nachfolger gleiches Nahmens unterschieden zu werden, den Beynahmen Priscus erhielt, im achtzigsten Jahre seines Alters und im acht und dreyßigsten seiner Regierung. Vermöge seiner griechischen Herkunft hatte er einen Theil der freyen Künste seines Vaterlandes unter seinen Unterthanen eingeführet, so daß man die Römer im Vergleich mit ihren barbarischen Nachbaren zur Noth ein gesittetes Volk hätte nennen können.

Siebentes Kapitel.

Vou Tarquinins Priscus Tode bis zum Tode des Servius Tullius, sechsten Königs von Rom.

J.d.St.176. Die Nachricht von Tarquinius Ermordung erfüllte alle Unterthanen mit Schmerz und Schrecken. Aus allen Gegenden der Stadt eilten die Krieger zu dem Pallast, um die Wahrheit des Gerüchts zu erfahren, und an seinen Mördern Rache zu nehmen. In dieser Verwirrung erwog Tanaquil, wie gefährlich es für sie seyn würde, wenn einer der Verschwornen zum Throne gelangte, und da sie ihrem Schwiegersohne die Krone zuzuwenden dachte, so verhehlte sie ihren Schmerz sowohl als den Tod des Königs mit männlicher Festigkeit. Sie versicherte das Volk aus einem der Fenster des Pallastes, daß der König nicht todt, sondern nur durch den Hieb betäubt sey, daß er sich bald erholen würde, und mittlerweile seinem Schwiegersohne Servius Tullius die Macht übertragen habe. Zugleich trat Servius, einer vorläufigen Verabredung gemäß, mit allen Zeichen der königlichen Würde geschmückt und von den Lictoren begleitet, aus dem Pallaste heraus, und traf, als geschehe es auf Befehl des kranken Königs, einige Anstalten zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe.

Die-

Diese Rolle ward einige Tage gespielet, bis sich Servius der Gemüther der Edlen versichert hatte. Itzt verhehlte man den Tod des Königs nicht länger. Der Senat wählte, und Servius bestieg, ohne daß ers gewagt hätte, sich auch um die Stimme des Volks zu bewerben, den Thron.

Servius war der Sohn einer Bäurin, die bey Verheerung einer latischen Stadt gefangen fortgeführet ward, und diesen ihren Sohn in der Sklaverey gebahr. Eine Flamme soll einstens, da er als Kind in der Wiege gelegen, um sein Haupt gespielet haben, woraus die Zeichenkundige Tanaquil auf die künftige Größe des Knabens schloß, ihn zu sich nahm, ihm die bestmöglichste Erziehung bey Zeiten angedeyhen ließ, da er größer ward ihm ihre Tochter zur Ehe gab, und bey des Königs zunehmendem Alter ihm die Verwaltung sowohl der häuslichen als auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Auf diesem Posten wußte Servius sich so zu betragen, daß er das Wohlwollen des Volks, und was er ungleich höher schätzte, auch die Achtung des Senats erwarb.

Nachdem er als König anerkannt worden, ließ er sein erstes Augenmerk seyn, wie er die Macht des Pöbels schwächen, und diejenige des Senats verstärken möchte; ein Unternehmen, das großer Schwierigkeit und Gefahr unterworfen war. Um es durchzusetzen, mußte er zur List seine Zuflucht nehmen, und durch verstellten Eifer für das Interesse des Volks

ge-

gelang es ihm eine Einrichtung zu Stande zu bringen, die in der That dessen gänzlichen Einfluß vernichtete. Die römischen Bürger waren bis dahin einzeln geschätzet worden und hatten Mann für Mann gleichviel zu den Staasausgaben beytragen müssen. Diese Weise, die öffentlichen Bedürfnisse zu bestreiten, erklärte Servius für schreyend ungerecht, und schlug eine billigere Einrichtung vor, vermöge welcher jeder Bürger nach Maßgabe seines Vermögens geschätzt würde. Der Pöbel, unfähig seine Absichten zu durchschauen, gab seinem Vorschlage lauten Beyfall und ertheilte ihm unumschränkte Vollgewalt, das Besteurungswesen nach seinem Gutdünken anzuordnen. Sogleich befahl Servius eine genaue Aufzählung aller Bürger Roms, ihrer Weiber und Kinder nebst richtiger Schätzung aller ihrer Haabe und Güter. Man fand, daß ihre Zahl sich auf mehr denn achtzigtausend waffenfähige Männer belief, in der That kein geringer Zuwachs seit den Zeiten Romulus. Diese vertheilte er in sechs Klassen. Die erste begriff die Senatoren, Patricier und alle, die eilfmalhundert tausend Aß, oder etwa zweytausend Thaler unsers Geldes, (kein geringes Vermögen für die damaligen Zeiten Roms) besaßen. Er theilte diese Klasse in achtzig Centurien, deren eine Hälfte, die aus den ältesten und würdigsten Personen bestand, angewiesen ward, in der Stadt zu bleiben, und für ihre Vertheidigung zu sorgen, während die andere,

aus

aus jungen frischen Leuten bestehend, dem Feldherrn folgen und die Kriege des Vaterlandes führen mußte. Ihre Waffen waren ein Wurfpfeil, ein Speer und ein Schwert; ihre Rüstung Helm, Küraß und eherne Schienen. In dieser Klasse waren auch achtzehn Centurienritter begriffen, nebst zwey Centurien=Maschinisten, die dem Lager folgten. Die zweyte Klasse, die aus 22 Centurien bestand, umfaßte alle die, welche über 75000 Aß im Vermögen hatten. Sie waren gerüstet wie die erste Klasse, ausgenommen, daß sie statt des Schildes eine Tartsche führten. Die dritte Klasse bestand aus 20 Centurien, und begriff die, welche 50,000 Aß besaßen; die vierte bestand aus eben so vielen, und begriff solche Einwohner, die 25000 Aß besaßen; die fünfte enthielt dreyßig, und erforderte ein Vermögen von 11000 Aßen. Diese brauchte man hauptsächlich zu Schleuderern und irregulären Truppen. Die sechste Klasse endlich enthielt nur Eine Centurie, und begriff alle die, welche dem Staat keine andern Vortheile brachten, als daß sie Kinder zeugten, die einstens nützlich werden könnten. Diese Klasse bezahlte überall keine Steuern und war auch nicht genöthiget zu Felde zu ziehen. In allen andern aber bestand, so wie in der ersten, die eine Hälfte aus älteren Männern, welche zur Vertheidigung der Stadt daheime bleiben mußten, die andere aus den jüngeren, die auswärts in den Heeren dienten. So ward die ganze Summe der Bür-

ger

ger in 193 Centurien getheilet, deren jede einen Mann von gepriesener Tapferkeit und Erfahrung an der Spitze hatte.

Nachdem die Klassenvertheilung der Bürger zu Stande gekommen war, gieng Servius zu ihrer Schätzung über; diese geschahe nicht wie vorhin, auf durchgehends gleichen Fuß und nach Köpfen, sondern nach Centurien, so daß jede Centurie gleichviel zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse beytragen mußte. Da nun die Volksmenge in den untern Centurien ungleich zahlreicher war, so erlegten diese verhältnißmäßig immer weniger. Natürlicherweise mußte eine solche Erleichterung der Menge höchlich gefallen; allein sie erwog nicht, daß sie sie auf Kosten ihres vorigen Einflusses erkaufte; denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reicheren, die zu den Staatsausgaben am meisten beytrugen, auch an Verwaltung seiner Angelegenheiten den meisten Antheil hatten. Servius ordnete daher, daß, so wie sie ihre Abgaben nach Centurien bezahlten, auch künftig in allen öffentlichen Versammlungen nach Centurien gestimmt werden sollte. — Vorhin hatte jeder Büger für sich gestimmet und die überwiegende Zahl der Armen hatte also allezeit den Einfluß der Reichen überwogen. Itzt war der Einfluß des Volks in Nichts verwandelt und der Senat, der mehr Centurien enthielt als alle übrigen Klassen zusammen, gewann in allen Geschäften ein beständiges und entschei-

entscheidendes Uebergewicht. Durch diesen Streich der Staatsklugheit behielt das Volk nur noch den Schatten des Ansehens, womit es jedoch einige Zeitalter hindurch zufrieden blieb, bis der wachsende Luxus der Zeiten den Einen den Mißbrauch der Gewalt lehrte, und dem Andern einen Stolz einflößte, der alle Unterordnung verschmähte.

Um den Zuwachs oder die Abnahme seiner Unterthanen und ihrer Güter genau zu wissen, führte Tullius das sogenannte Lustrum ein, eine Einrichtung, vermöge welcher sich alle Bürger Einmal in fünf Jahren in voller Rüstung, und nach ihren verschiedenen Klassen im Marsfelde versammeln, und hier genaue Rechenschaft von ihrer Familie und ihren Gütern ablegen mußten. Er erlaubte auch, daß Sklaven frey gegeben, und diese Freygelassenen unter die niederen Bürgerklassen vertheilt werden durften.

Mit diesem Umguß der bürgerlichen Verfassung verstrich ein großer Theil von Servius langer Regierung. Er vernachläßigte jedoch auch keineswegs die auswärtigen Angelegenheiten. Er schlug die Etrurier in verschiedenen Schlachten, und triumphirte zu dreyenmalen über sie. Billigerweise hätte er itzo hoffen dürfen, sein Leben in Sicherheit und Ruhe zu beschließen. In der That gieng er mit dem Gedanken um, die Regierung niederzulegen, dem Staat die Form einer Republik zu geben, und in seine ursprüngliche Dunkelheit zurückzukehren. Allein dieser edelmü-

müthige Entschluß ward vereitelt ehe er ihn ausführen konnte.

Um seinen Thron durch jede mögliche Vorsicht zu sichern, hatte er zu Anfang seiner Regierung seine beyden Töchter an die beyden Enkel Tarquins verheyrathet, und zwar, da er die verschiedenen Gemüthsarten sowohl von jenen als von diesen kannte, die sanftere und mildere an den kühneren und feurigeren; die starrsinnige und unregiersame hingegen an den nachgebenden und stillen. Durch diese Verfügung hoffte er die Fehler eines jeden durch des andern Tugenden zu berichtigen, und durch wechselseitige Verschmelzung ihrer Charaktere vollkommene Eintracht unter ihnen zu bewirken. Allein der Ausgang zeigte, daß er sich geirret habe. Lucius, der Ungestümmere und trotzigere unter seinen beyden Schwiegersöhnen, war der Lammesstille seiner Gattin gar bald überdrüssig und warf alle seine Neigung auf Tullia seines Bruders Weib, welche ihrerseits seine Leidenschaft mit sympathetischer Wärme erwiderte. Unfähig ihre Neigungen zu zügeln, beschlossen sie bald, alle Schranken zu durchbrechen, die sich ihrer Vereinigung widersetzten — ermordeten jedes seinen Gatten, und heyratheten einander. Kein erstes Verbrechen bleibt das einzige. Kaum hatten sie ihre Ehegatten aus dem Wege geräumt, als sie sich wider den König verschworen. Durch Vorspiegelung der Unrechtmäßigkeit, mit welcher er eine Krone be-

säße,

säße, die ihm, dem Tarquin, gebühre, versuchten sie eine Parthey wider ihn zu sammeln. Allein der König betrug sich mit so großer Klugheit und Mäßigung, daß Senat und Volk mit ihm zufrieden waren, und Lucius für rathsam fand, eine Reue zu heucheln, die der gute König mit aufrichtiger Verzeihung vergalt. Aber Tulliens Ehrgeitz war keiner Mäßigung fähig. Unaufhörlich von ihr aufgehetzet, fieng Lucius seine alten Intriguen im Senat gar bald wieder an. Die Alten suchte er durch Erinnerung an die Verbindlichkeiten, die sie seiner Familie hätten, zu gewinnen; die Jungen durch Geschenke fürs Gegenwärtige, und durch ungleich größere Versprechungen für die Zukunft. Als er sich solcher Gestalt der Gemüther des Senats versichert zu haben glaubte, trat er eines Tages, mit allen Insignien der Königswürde geschmückt, ins Senathaus, bestieg den Thron und fieng an auf die Dunkelheit von des Königs Herkunft und auf seinen widerrechtlichen Tronraub loszuziehn. Mitten in seiner Rede trat Servius in Begleitung einiger Lictoren herein, sah seinen Thron tolldreister Weise eingenommen, und machte Miene, den Unverschämten herunter zu reissen; aber Tarquinius, der in der Blüthe der Jugend war, stieß den alten König ohne Mühe die Stufen seines Thrones hinunter. Mühsam raffte der zitternde Greis sich auf, und suchte sich zu seinem Pallast zurück zu schleppen. Allein ehe er ihn erreichte, ereilten ihn die An-

hänger Tarquins, ermordeten ihn, und ließen den Leichnam blutig und zerstümmelt den Vorübergehenden zum Schauspiel auf öffentlicher Straße liegen. Tullia, brennend von ungeduldiger Erwartung, vernahm, was ihr Gemahl gethan hatte; augenblicklich ließ sie, um ihren Gemahl, die Erste, als König zu begrüßen, ihren Wagen anspannen, und auf das Senathaus jagen, wo ihre wilde Freude jeden Zuschauer empörte. Auf der Rückkehr gab die unmenschliche Tochter einen neuen Beweis ihrer Bestialität. Der Fuhrmann traf von ohngefähr auf den Fleck, wo der Leichnam des todten Königs, ihres Vaters, entstaltet und blutig lag; voll Entsetzeu vor einem so gräßlichen Anblick, fieng er an in eine andre Straße einzulenken; aber die Abscheuliche warf ihm den Fußschemmel an den Kopf, und hieß ihn ohne Bedenken über den Körper hinüber jagen.

Ein solches Ende nahm Servius Tullius, ein Fürst von ausnehmender Gerechtigkeit und Mäßigung nach einer gedeihlichen und weisen Regierung von vier und vierzig Jahren. Wiewohl Roms Gebiet unter ihm nicht sehr erweitert wurde, so gewann es doch unter ihm eine Festigkeit, die dem vorübergehenden Schimmer ausgebreiteter aber übereilter Eroberungen weit vorzuziehen ist.

Achtes Kapitel.

Von Servius Tullius Tode bis zur Verbannung Tarquins des Stolzen, letzten Königs von Rom.

Lucius Tarquinius, in der Folge J.d.St.220. der Stolze genannt, beschloß, den Thron mit eben der Gewaltthätigkeit, mit welcher er ihn bestiegen hatte, zu behaupten. Unbekümmert um des Senats oder des Volks Genehmigung schien er die Krone durch Erbrecht in Anspruch zu nehmen, und verweigerte dem Leichnam des verstorbenen Königs, unter dem Vorwande, daß er ein Usurpator gewesen, sogar das Begräbniß. Indessen betrachteten alle Rechtschaffene die Art, wie er sich zum Throne gedränget hatte, mit Abscheu und Verwünschung. Dem Tyrannen entgieng es nicht. Um sich nun des Thrones zu versichern, ließ er alle Anhänger des letzten Königs aus dem Wege räumen, und verstärkte hierauf die Zahl seiner Leibwache.

Die Staatsklugheit dieses Despoten scheint hauptsächlich darinnen bestanden zu seyn, daß er durch Kriege und öffentliche Arbeiten die Aufmerksamkeit des Volks von sich und seinen Handlungen ablenken möge. In dieser Hinsicht zog er zuerst wider die Samniter, die ihm den Gehorsam aufgekün-

digt

digt hatten, zu Felde, und trieb sie binnen kurzer Zeit zu paaren. Dann begann er einen Krieg mit den Volscern, der verschiedene Menschenalter dauerte. Suessa Pometia nahm er ihnen ab, eine Stadt, die ohngefähr 26 Meilen von Rom entfernt lag. Die Stadt Gabii machte ihm mehr Mühe. Nachdem er die Belagerung dieses Ortes mit Verlust hatte aufheben müssen, nahm er zur Kriegslist, einem Hülfsmittel, das die Römer bisher verschmähet hatten, seine Zuflucht. Sein Sohn Sextus mußte, unter dem Vorwande barbarischer Behandlung, das Heer verlassen und unter den Einwohnern des Ortes eine Zuflucht suchen. Hier wußte er durch erheuchelten Kummer und verstelltes Wehklagen das Zutrauen des Volks so sehr zu gewinnen, daß es ihn zum Befehlshaber der Stadt, und bald nachher zum Oberfeldherrn erwählte. Glücklich in allen seinen Unternehmungen versicherte er sich ihres Zutrauens im höchsten Grade, und schickte dann einen getreuen Boten an seinen Vater um neue Verhaltungsbefehle. Statt aller Antwort führte Tarquin der Stolze den Boten in den Garten, und schlug in seiner Gegenwart den höchsten Mohnpflanzen die Köpfe ab. Sextus verstand den Wink. Durch allerley Kunstgriffe beraubte er die Stadt in kurzem aller ihrer vornehmsten Einwohner, deren Verlassenschaft er sorgfältigst unter die Menge vertheilte. Der Reitz des Raubes blendete den gedankenlosen Pöbel so ganz gegen seinen

her-

herannahenden Untergang, daß er endlich, jedes Oberhauptes und Anführers beraubt, dem Tyrannen ohne Schwertstreich in die Hände fiel. Hierauf schloß er einen Bund mit den Aequiern, und erneuerte das alte Bündniß mit den Hetruriern.

Während dieser auswärtigen Kriege nahm Tarquinius sich wohl in Acht, das Volk daheim in Müßiggang hingehen zu lassen. Er unternahm die Erbauung des Capitols, dessen Grund bereits in einer der vorigen Regierungen geleget war; und eine sehr ausserordentliche Begebenheit trug zur Beschleunigung des unternommenen Baues nicht wenig bey. Ein Weib in seltsamen Aufzuge erschien zu Rom, kam zum König, und bot ihm neun Bücher feil, die sie, ihrem Vorgeben nach, selbst verfertigt hätte. Der König, welcher die Talente der Verfasserin nicht kannte, viel weniger ahndete, daß sie eine der berühmten Sybillen sey, deren Weissagungen untrüglich befunden worden, weigerte sich, sie zu kaufen. Sie entfernte sich, verbrannte drey ihrer Bücher, kam mit den sechs übrigen zurück, und bot sie dem Könige zu dem nehmlichen Preise feil. Noch einmal ward sie als eine Betrügerin zurückgewiesen, und noch einmal gieng sie, verbrannte abermal drey ihrer Bücher, und kehrte mit den drey noch übrigen zurück, für welche sie noch immer den nehmlichen Preis verlangte. Erstaunet über das Seltsame dieses Betragens, zog Tarquin die Augurn zu Rath. Diese

ta=

tadelten ihn höchlich, daß er die Bücher nicht alle neun gekauft habe, und machten es ihm zur Pflicht die noch übrigen zu jedem Preise zu erstehen. Itzt überließ das Weib sie ihm, und nachdem sie ihn ermahnet hatte, ihren Inhalt wohl zu Herzen zu nehmen, verschwand sie, wie die Geschichtschreiber sagen, und ward nie wieder gesehen. Tarquin ernannte zu Hütern der wunderbaren Bücher zween eigene Männer, deren Zahl in der Folge bis zu 15 vermehret wurde, da sie denn den Nahmen der Quindecemvirn erhielten. Die Bücher selbst wurden in eine steinerne Kiste geleget, und ein Gewölbe in dem neu entworfenen Gebäude ward für den schicklichsten Ort zu ihrer Aufbewahrung gehalten. Von nun an ward der Bau mit großer Lebhaftigkeit gefördert. In einem an Vorbedeutungen und Anzeichen so fruchtbaren Zeitalter, konnt' es bey Unternehmung eines so wichtigen Geschäftes an dergleichen nicht fehlen. Als der Grund des neuen Gebäudes umgraben wurde, fand man den Kopf eines Mannes, Nahmens Tolus, der, wiewohl er schon vor mehreren Jahren getödtet ward, noch so frisch blutete, als sey er itzt erschlagen worden, und von diesem Anzeichen erhielt das Gebäude den Nahmen des Capitols (Kopf des Tolus). Es war 200 Fuß lang, 200 hoch und beynahe eben so breit; hauptsächlich ward es dem Jupiter geweiht, jedoch enthielt es unter dem nehmlichen Dache noch zwey Tempel, die der Juno

und

und Minerva geweihet wurden. Ein so prächtiger Bau war gewissermaßen ein Beweis, sowohl der Frömmigkeit des Volks, als der Aufnahme der Künste in Rom.

Aber itzt näherte sich die Zeit, da die Römer von einem Tyrannen befreyet werden sollten, der mit jedem Tage neue Beweise seiner grausamen Gemüthsart ablegte. Nachdem das Volk vier Jahre mit dem Bau des Capitols beschäftiget worden war, schien seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gelenket werden zu müssen, und Tarquinius nützte den nichtigen Vorwand, daß die Rutuler einige von ihm verdammte Missethäter aufgenommen hätten, ihnen den Krieg zu erklären, und ihre Hauptstadt Ardea, die ohngefähr sechzehn Meilen von Rom lag, zu belagern. Während das Heer vor dem Ort im Lager stand, saßen Sextus des Königs Sohn, Collatinus und einige andere eines Abends im Zelt zusammen und zechten. Das Gespräch lenkte sich von ohngefähr auf die Schönheit und Tugend ihrer Weiber; jeder pries die seinige; und Collatinus schlug zur Entscheidung des Streites vor, auf der Stelle nach Rom zu reiten und ihre Weiber zu überfallen. Erhitzt vom Weine billigte die ganze Trinkgesellschaft diesen Vorschlag, warf sich sogleich zu Pferde, und eilte nach Rom, wiewohl die Nacht schon um ein ziemliches vorgerückt war. Hier fanden sie Lucretien, Collatins Ehegattin, nicht,

wie die übrigen Weiber ihres Standes, ihre Zeit in Schmausen und Lustbarkeiten verschwenden, sondern sitzend unter ihren Mägdchen arbeitend, und mit heiterer Miene Arbeiten unter sie vertheilend. Ihre bescheidene Schönheit, verbunden mit der anständigen Freymüthigkeit, womit sie ihren Gemahl und seine Gäste empfieng, entzückte sie dergestalt, daß sie ihr einmüthig den Preis zuerkannten, und Sextus entbrannte so sehr, daß nichts als der Genuß seine Leidenschaft kühlen konnte.

Zu diesem Ende verließ er einige Tage nachher das Lager, und stattete einen Privatbesuch bey Lucretien ab, die ihn eben so gütig, wie das vorigemal empfieng. Seine Absichten nicht von ferne argwohnend, setzte sie sich mit ihm zum Abendessen, und hieß dem Gesinde ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hause bereiten. Mitternacht war die Zeit, die dieser Lüstling zu Ausführung seiner schändlichen Absichten am sichersten hielt. Er schlich sich in ihr Schlafzimmer, näherte sich mit bloßem Schwerte ihrem Bette, und die Hand unverschämter Weise auf ihren Busen legend, drohete er ihr mit dem augenblicklichen Tode, wenn sie der Büßung seiner Lust sich widersetzen würde. Lucretie, aus tiefem ruhigem Schlummer zum gegenwärtigen Tode aufgeweckt, blieb dennoch unerschüttert, bis dieser Bösewicht ihr drohete, nicht nur sie, sondern auch ihren Sklaven zu tödten, ihn todt neben sie ins Bett zu legen, und aller Welt

dann zu erzählen, daß er beyde im Ehebruch betroffen und ermordet habe. Furcht vor der Schande erzwang, was die Todesfurcht ihr nicht hatte abgewinnen können; sie bewilligte sein Verlangen, und den folgenden Morgen kehrte der Ehebrecher, in seinem viehischen Triumph frohlockend, ins Lager zurück. Allein Lucretia, das Licht verabscheuend, und das Verbrechen eines Buben an sich selbst zu rächen entschlossen, ließ unverzüglich ihren Gemahl Collatinus und ihren Vater Spurius zu Hause fordern, sintemal ein unauslöschlicher Schimpf die Familie betroffen hätte. Sie gehorchten dem Aufgebot auf der Stelle. Mit ihnen kam Valerius, ein Verwandter ihres Vaters, und Junius Brutus, ein vermeinter Blödsinniger, dessen Vater Tarquin ermordet hatte, und der dem Boten zufälliger Weise unterwegs begegnet war. — Ihre Ankunft erneuerte und erschwerte Lucretiens stechenden Schmerz. Sie fanden sie in einer Art gesetzter Verzweifelung, und versuchten umsonst, sie zu beruhigen. „Nein," sagte sie, „nie wird nach dem Verlust meiner Ehre etwas fähig seyn, mich an das Leben zu fesseln. Eine entweihte Elende siehst du vor dir, mein Collatinus, eine Unglückliche, deren Leib die Beute eines Räubers, deren Herz aber nie einen Augenblick von dir entfremdet wurde. Unter der Larve der Freundschaft hat Sextus mir diese Nacht einen Schatz gestohlen, den nur der Tod mir wieder geben kann. — Ihr aber, wenn ihr Männer

seyd, so rächet meine Sache, und laßt die Nachwelt wissen, daß Lucretia, die ihre Tugend verlohr, keinen Tröster finden konnte als den Tod." So sprach sie, zog einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, und stieß ihn sich ins Herz. Ohne Seufzer gab sie den Geist auf. — Schmerz, Entsetzen, Unwillen schüttelte die Zuschauer wechselsweise. Spurius und Callatinus brachen in Thränen aus. Aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus Lucretiens Todeswunde, hob ihn gen Himmel, und „Seyd Zeugen ihr Götter, rief er, daß ich von diesem Augenblick an mich zu Lucretiens Rächer weihe; von diesem Augenblick an gelob' ich Tarquinen und seinem wollüstigen Hause ewigen Haß. Und dies Leben, so lang es mir gefristet wird, soll von Stund' an kein ander Ziel, kein ander Augenmerk haben, als den Sturz der Tyrannen, und meines theuren Vaterlandes Freyheit und Wohlfahrt!" So einen Blödsinnigen reden zu hören, in einem Menschen, dem man bisher nicht einmal Menschenverstand zugetrauet hatte, mit einmal einen ernsten weisen und gerechten Mann, den Retter Roms und der Freyheit zu finden, mußte natürlicher Weise die Zuschauer in neues Staunen sezzen. Aber Brutus sagte ihnen: Hier sey nicht Zeit zu staunen, zu wehklagen und zu weinen. Männern gezieme die Rache! Ihrer jedem streckte er den Dolch dar, und nahm über seiner blutigen Klinge einem jeden den nehmlichen Eid ab, den so eben er selbst geschworen hatte.

Zu-

Junius Brutus war der Sohn des Marcus Junius, eines edlen Römers, der eine Tochter Tarquins des ältern geheyrathet hatte, und um dieser willen von Tarquin dem Stolzen aus Eifersucht aus dem Wege geräumet wurde. Dieser Junius Brutus hatte von seinem Vater eine vortrefliche Erziehung erhalten, und besaß von Natur einen durchdringenden Verstand und eine unbeugsame Anhänglichkeit an die Tugend; da er aber seinen Vater sowohl als seinen Bruder unter Tarquins eifersüchtiger Tyranney fallen sahe, so spielte er, um gleicher Gefahr zu entrinnen, die Rolle eines Narren und erhielt daher den Zunahmen Brutus. Tarquin, der seine Narrheit für wirklich hielt, verachtete ihn, bemächtigte sich seines Vermögens, und behielt ihn als einen Blödsinnigen im Hause, um seinen Kindern zum Zeitvertreibe zu dienen. Bey einer gewissen Gelegenheit, da der Staat mit großer Gefahr bedrohet wurde, ward Brutus mit Tarquins beyden Söhnen nach Delphi geschickt, um das dortige Orakel über die Mittel zu befragen, wodurch die bevorstehende Gefahr abgewandt werden könne. Die Prinzen, denen seine erkünstelten Albernheiten zum Zeitvertreibe dienten, lachten da sie ihn an Apollos Altar seinen Stab opfern sahen, ein Geschenk, das jedoch die ihrigen weit übertraf, indem der Stab ausgehölt, und mit Gold angefüllt war. Nachdem die jungen Männer ihres Vaters Befehl ausgerichtet hatten, fragten sie das Orakel, wer

von

von ihnen König von Rom sein würde? Derjenige, war die Antwort, der seine Mutter zuerst küssen wird! Hierauf beschlossen die beyden Brüder, ihre Mutter bey ihrer Zuhausekunft zu gleicher Zeit zu küssen, und so gemeinschaftlich zu regieren. Nur Junius Brutus ergründete den Sinn des Orakels. Unter dem Schein eines zufälligen Falles, warf er sich, so bald sie Italiens Boden wieder betreten hatten, zur Erde, und küßte sie, die er als die gemeinschaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von der Zeit an faßte er Hoffnung, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen mit seiner Familie aus Rom zu jagen.

Keine schönere Gelegenheit zur Ausführung seines großen Planes konnte sich ihm darbieten, als die gegenwärtige. Er nutzte sie mit großer Weisheit. Bis das Volk versammlet und ein Volksschluß zu Tarquins Verbannung erhalten werden konnte, besorgte er, daß alle Thore geschlossen wurden. Dann ließ er Lucretiens blutige Leiche auf den öffentlichen Markt zur Schau stellen. Aus allen Enden der Stadt eilten stürmende Schaaren herbey, die dem finstern Schauspiele nicht ihr Mitleid versagen konnten, vom unthätigen Mitleiden aber bald zum Zorn, zur Wuth, zum unregiersamen Grimme übergiengen: dies war die Stimmung, welche Junius so oft umsonst gewünscht hatte. In einer begeisterten Rede enthüllte er ihnen das Ganze dieser schrecklichen Geschichte,

ent-

entflammte sie zur glorreichen Hofnung naher Rache, und bewirkte einen Senatschluß, daß Tarquin und seine Familie auf immer aus Rom verbannet, und jeder, der ihre Wiedereinsetzung vorschlüge oder versuchte, des Todes schuldig seyn sollte.

Mittlerweile hatte der Tyrann vernommen, was zu Rom vorgieng. In Hoffnung, die Empörung in der Geburt zu ersticken, flog er mit äußerster Eil nach Rom, fand aber die Thore verschlossen, und die Mauren mit Bewaffneten angefüllt. Außer sich vor Grimm beschloß er ins Lager zurückzukehren. Aber auch hier war ihm Brutus schon zuvorgekommen. Durch andere Wege war er zum Heer geeilet, und hatte den Soldaten gemeldet, was in Rom vorgegangen sey, Lucretiens erbarmenswürdiges Schicksal, und wie Senat und Volk dasselbe zu rächen beschlossen hatten. Die nehmlichen Gefühle von Menschlichkeit, welche die Bürger durchdrungen hatten, durchdrangen auch das Heer. Einmüthig beschlossen sie, mit ihren Freunden daheim gemeinschaftliche Sache zu machen, und als Tarquin zurückkam, weigerten sie sich ihn aufzunehmen. So ward dieser Tyrann nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung genöthiget, sein Königreich zu räumen, und flüchtete mit seiner Familie nach Cira, einer kleinen Stadt in Etrurien. Mittlerweile schloß das römische Heer mit dem Feinde einen Waffenstillstand und Brutus ward als der Befreyer des Vaterlandes ausgerufen.

Ein

Ein solches Ende nahm die königliche Gewalt zu Rom, nachdem sie zweyhundert fünf und vierzig Jahr gedauert, und stufenweise, wiewohl langsam, emporgestiegen war. Obschon um die Zeit von Tarquins Verbannung, das römische Gebiet nicht über zehn Meilen in die Länge und sieben in die Breite begriff, so hatte der Staat doch jene innere Kraft gewonnen, die man bey langsam wachsenden Körpern gewöhnlich findet. Auch haben die Römer zu keiner Zeit ein größeres Gebiet besessen, als sie mit ihrer jedesmaligen Macht in Gehorsam halten konnten. Wenig Geschichten können eine Folge von Königen aufweisen, die mit mehr Tugend und Mässigung geherrscht hätten, als Roms erste Regenten. Ihren weisen Einrichtungen hatte das Volk alle jene Tapferkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe zu verdanken, durch die es in der Folge das Menschengeschlecht bezwang. Allerdings besaßen die Römer die ganze rohe Wildheit des Zeitalters. Aber nur ihren Königen kanns zugeschrieben werden, daß selbst ihre Feinde die Früchte ihrer Siege erndteten; nur der Feldherrn Tugend kann es gewesen seyn, die die Ueberwundenen vor dem Muthwillen der Sieger schützte. Griechenlands Gesetzgeber hatten die Egypter zu Vorbildern. Aber Rom wohnte mitten unter Völkerschaften, die alle weit barbarischer waren, als sie selbst; und die weisen Einrichtungen seiner Monarchen waren größtentheils ihre eigene Erfindung. Nichts

desto-

destoweniger sehen wir bis itzt den Genius des werdenden Volks noch immer mit seiner angebohrnen Rohheit kämpfen. — Verwöhnung drinnen, und Barbarey draußen fesseln ihn; dennoch äußert er gelegentlich eine Energie und eine Seelengröße, welche Ehrfurcht heischet, trachtet unverrückt nach dem, was ihm Tugend däucht, und zeigt sich majestätisch selbst in seiner Kindheit.

Neuntes Kapitel.

Von Tarquins Verbannung bis zur Ernennung des ersten Dictators.

J.d.St.245. An die Stelle der umgestürzten königlichen Gewalt ward eine Verfassung eingeführet, die den Nahmen einer Republikanischen trug, in der That aber bloße Aristokratie war. Den größten Theil des Ansehens behielt der Senat für sich; seinen Körper schmückte er mit allem Raube der entkleideten Monarchie. Die Volkscenturien wählten unter den Senatoren statt eines Königs, zwo jährliche Obrigkeiten, die den Nahmen der Consuln führten, und königliche Gewalt, königliche Vorrechte, und auch die Insignien der Königswürde erhielten. Wiewohl die Freyheit des Volks durch diese Einrichtung wenig gewann, so hatte doch Rom derselben ein großes Theil seiner beyspiellosen Größe zu verdanken. Im Leben eines Königs giebt es manche Perioden der Erschlaffung und der Leidenschaft, die seine Aufmerksamkeit von dem Wohl des Staates ablenken. In einem Staat aber, der durch jährige Obrigkeiten regieret wird, hat keiner Zeit zu verlieren. Soll anders sein Ehrgeitz befriediget werden, so muß er alle seine Kräfte aufbieten, um seine vorübergehende Regierung

durch

durch irgend eine glänzende That auszuzeichnen. Daher waren die römischen Consuln immer so begierig neue Kriege zu beginnen, immer geneigt ihren Mitbürgern frische Feinde auszuzeichnen. — Durch sie in beständiger Thätigkeit erhalten, gewann das Volk eine vollkommene Kenntniß der Kriegskunst und eine sehr heilsame Gewandheit, sich alle Vorzüge der mancherley Nationen, mit denen sie zu thun hatten, zu Nutze zu machen.

Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, und Collatinus, Lucretiens Gemahl, wurden die Ersten zur römischen Consulwürde erhoben. Sie erneuerten augenblicklich das Gesetz in Hinsicht der Volksversammlungen, das während der Regierung des Tyrannen geschlummert hatte; damit jedoch die jüngsterworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarten möchte, wurden einige neue priesterliche Würden gestiftet und neue Opfer eingeführt.

Diese neue Verfassung, die dem Volke so angenehm schien, wäre jedoch beynahe in ihrem Beginn wieder umgestürzet worden. Im Innern Roms bildete sie eine Parthey zu Tarquins Vortheil. Verschiedene junge Römer, die in der Nähe des Königs und in den Schwelgereyen und Freuden des Hofes erzogen waren, beschlossen die Monarchie wieder herzustellen. Es mißfiel ihnen der düstere Ernst einer republikanischen Verfassung, in welcher die Gesetze unbeugsam und strenge, keine Rücksicht auf Geburt

und Reichthum nehmen. Mit jedem Tage wuchs die Faction, und was uns befremden mag, selbst die Söhne Brutus und die Aequilier, die Neffen Collatins waren unter der Zahl der Verschwornen. Tarquinius, von den geheimen Verbindungen, die zu seinem Vortheil in Rom angesponnen wurden, benachrichtiget, beschloß sie möglichst zu unterstützen, und schickte Gesandte aus Hetrurien nach Rom, die dem Scheine nach seine Krone und zurückgelassenen Güter zurück fordern, in der That aber die Verschwörung unterstützen und auf alle mögliche Weise fördern sollten. Ihr Vorhaben gelang ihnen nur gar zu gut. Im Hause eines ihrer Verschwornen hielten sie ihre Zusammenkünfte, und schon war die Wiedereinsetzung des Königs und der Tod der Consuln beschlossen, als die ganze Verschwörung durch einen Zufall entdeckt wurde. Ein Sklave, welcher sich zufälliger Weise in dem Versammlungszimmer versteckt hatte, hörte ihre Unterredung und eröffnete ihre Absichten den Consuln, welche die Verschwornen sogleich fest nehmen und vor sich führen ließen. Unter ihnen sah man die Söhne Brutus. Eine mehr erschütternde Lage ist wohl schwerlich zu gedenken, als diejenige eines Vaters, der über Leben und Tod seiner Kinder zu Gericht sitzt, durch die Gerechtigkeit zum Verdammen, durch die Natur zum Verschonen aufgefordert. Die jungen beklagten Männer wußten kein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung hervorzubringen. Im Be-

wußt-

wußtseyn ihrer Schuld erwarteten sie in stillschweigender Todesangst ihr Urtheil. Alle andern Richter fühlten den Kampf der Natur. Collatinus weinte, und Valerius konnte sein Mitleid nicht verbergen. Brutus allein schien jeder holden Schwäche der Menschlichkeit sich entwunden zu haben. Mit ernstem Blick und einem Tone, der seine feste Entschlossenheit bezeichnete, fragte er seine Söhne: Ob sie über die Verbrechen, die ihnen zur Last gelegt würden, sich mit irgend etwas verantworten könnten. Zu dreyen verschiedenen Malen that er diese Frage an sie; und als er keine Antwort empfieng, wandte er sich endlich zu dem Nachrichter. Thue deine Pflicht sprach er gesetzt und ruhig zu ihm, und setzte mit entschlossener Maiestät sich wieder nieder; auch konnten weder die Gefühle der väterlichen Zärtlichkeit, noch die flehenden Blicke des Volks, noch die schreckliche Lage der sich zum Tode bereitenden Jünglinge, seine Entschlossenheit erschüttern. Der Henker entkleidete, geißelte und enthauptete sie, ein Schauspiel, das die ganze Menge in Mitleid, Schrecken und Bewunderung schmelzte, während in Brutus Angesichte keine Zukkung, die das zerrissene Vaterherz verrathen hätte, wahrzunehmen war.

Diese Probe eines jeder andern Rücksicht überlegenen Gemeingeistes diente sehr, um Brutus Ansehen in Rom zu vergrößern; allein Collatins Weichlichkeit ward in ganz entgegengesetztem Lichte betrach-

tet.

tet. Sein Versuch, die Aequilier, seine Neffen, zu retten, machte ihn den Bürgern verdächtig; er ward des Consulats entsetzt und aus Rom verbannt; und Valerius, wegen seiner Achtung für das Volk in der Folge der Volksfreund genannt, ward Consul an seine Statt.

Als Tarquin seine Hoffnung, durch innere Kabalen den Thron wieder zu besteigen, vereitelt sahe, beschloß er, sich durch den Beystand der auswärtigen Feinde Roms wieder in das Reich zu drängen. Die Vejer waren die ersten, die er ihm beyzustehen bewog. An der Spitze eines zahlreichen Heeres näherte er sich seiner verlornen Königsstadt.

Die Consuln ließen es an den nöthigen Maasregeln ihm zu widerstehen nicht fehlen. Valerius an der Spitze der Fußvölker und Brutus an der Spitze der Reuterey, begegneten ihm an den Gränzen Roms. Aruns, der Sohn Tarquinius, welcher die Reuter seines Vaters anführte, bemerkte den Brutus in einiger Entfernung. Durch eine große That beschloß er das Schicksal der Schlacht noch vor dem Zusammentreffen der beyden Heere zu entscheiden; mit verhängtem Zügel rannte er wüthend auf seinen Gegner ein, der, seine Annäherung gewahrend, sogleich aus den Gliedern hervorritt und mit nicht geringerem Grimm dem Feinde der Freyheit und des Vaterlandes die Stirne bot. Mit einer Raserey, die, alle eigene Vertheidigung vernachlässigend, nur des andern

dern Untergang bezielte, streckten beyde einander todt zu Boden. Eine blutige Schlacht erfolgte, auf beyden Seiten war das Blutbad gleich; da die Römer aber das Schlachtfeld behaupteten, schrieben sie sich mit Recht den Sieg zu, und Valerius zog triumphirend in Rom ein.

Als Brutus solcher Gestalt vor Ablauf seines Jahres seiner Würde mit sammt seinem Leben verlustig gieng, herrschte Valerius eine Zeitlang ohne Mitgehülfen, und schon fürchtete das Volk, eifersüchtig auf die erst errungene Freyheit, daß seine geheimen Gedanken auf die Krone gerichtet wären. Ein Pallast, den er mit einiger Pracht auf einer Anhöhe erbauen ließ, verstärkte diesen Argwohn; man sprengte sogar aus, daß er Willens sey, ihn in eine Festung zu verwandeln, durch die er die Stadt in Ehrfurcht halten wolle. Allein Valerius beschwichtigte gar bald alle ihre Besorgnisse. Er ließ den Pallast niederreissen. Er gab, um die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen zu beweisen, verschiedene Gesetze, die die Gewalt des Senats beschränkten, und diejenige des Volks erweiterten. Vermöge eines derselben ward erlaubt, von den Consuln an das Volk zu apelliren, kraft eines andern ward es ein Staatsverbrechen, die obrigkeitliche Würde ohne Bewilligung des Volks anzunehmen; ein drittes berechtigte jedermann, einen Menschen, der nach der höchsten Gewalt strebte, ungehört umzubringen, wenn er das Verbrechen beweisen

sen könnte. Auch ernannte er Quästoren oder Schatzmeister, die den Schatz des Staats verwalten und die Bewirthung der Gesandten besorgen mußten. Um sich bey dem Volke noch beliebter zu machen, ließ er die Aexte aus den Reisbündeln der Lictoren nehmen, anzuzeigen, daß die Macht über Leben und Tod beym Volk und nicht bey den Consuln beruhe. Nachdem er durch solche Mittel alle ihre Bedenklichkeiten gehoben hatte, erwählte er den Spurius Lucretius, Lucretiens Vater, zu seinem Gehülfen, und da dieser bald nachher starb, den Horatius. Itzt erschien die Zeit des jährigen Amtswechsels; Valerius ward zum zweytenmale gewählt, und mit ihm T. Lucretius. Die beyden Consuln zählten das Volk, und fanden, daß die Summe desselben sich auf hundert und dreyßig tausend Köpfe belief, Witwen und Waisen ungerechnet.

Tarquinius, ungebeugt durch seine Unglücksfälle, schloß mittlerweile täglich neue Bündnisse, um seine Krone wieder zu gewinnen, und bewegte endlich auch den Porsenna, einen Hetrurischen König, sich seiner Sache anzunehmen und in Person seine Fehde auszufechten. Dieser Fürst, dessen Tapferkeit nur von seinem Edelmuthe übertroffen wurde, rückte unverzüglich mit einem zahlreichen Heer vor Rom und belagerte die Stadt, während der Schrecken seines Nahmens und seiner Waffen alle Stände des Volks entmuthigte. In dieser Enge ergriff der Senat

je-

jedes Mittel, das die Klugheit ihm darbieten konnte, um die Furcht des Volks zu beruhigen und seinen Mängeln abzuhelfen. Er befahl, daß der Pöbel während dieses Krieges keine Steuern bezahlen sollte; angesehen es genug sey, daß er dem Staat Vertheidiger erzöge. Er ließ in verschiedenen Gegenden Campaniens Korn aufkaufen, zur Stadt bringen und zu einem sehr niedrigen Preise unter dem Volke austheilen. Eine so väterliche Vorsorge kettete alle Stände des Staats so fest aneinander, daß jeder Bürger fest beschloß, sein Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und entweder Rom zu retten, oder unter seinen Trümmern zu erliegen. Inzwischen ward die Belagerung mit großem Eifer betrieben. Ein wüthender Angriff geschah; vergebens widerstanden die Consuln, verwundet wurden beyde von der Wahlstatt getragen; in äußerster Bestürzung flohen die Römer und wurden vom Feind bis an die Brücke verfolgt, über welche Sieger und Besiegte im Begriff waren, im verworrenen Getümmel in die Stadt zu dringen. Alles schien verloren, als Horatius Cocles, dem die Vertheidigung der Brücke anvertrauet war, sich dem Feind entgegenstellte, und bloß von noch zween unterstützt, die ganze Wuth des Sturms so lange bestand, bis die Brücke hinter ihm abgeworfen war, da er sich dann in voller Rüstung in den Fluß stürzte, und siegreich zu seinen Kriegs-

ge-

Stadtbibliothek Augsburg

genossen zurück schwamm, die Ihn mit gebührendem Zujauchzen empfiengen.

Noch immer bestand Porsenna auf Eroberung der Stadt; als aber fünfhundert seiner tapfersten Krieger in einem Ausfall der Römer ums Leben kamen, beschloß er die Stadt auszuhungern und verwandelte die Belagerung in eine Einschließung. Durch diese Maasregel geriethen die Römer in die äußerste Bedrängniß. Schon schien die Noth unerträglich, und alles drohete eine schleunige Uebergabe, als eine Heldenthat, erstaunenswürdiger noch, als jene erste, welche Rom gerettet hatte, dem Vaterlande Sicherheit und Wohlfahrt wieder gab.

Mutius, ein Jüngling von unverzagter Seele, beschloß, sein Volk von einem Feinde zu befreyen, der seinen Untergang schien beschlossen zu haben. Entschlossen den König zu tödten, oder in dem Versuche zu fallen, gieng er als ein Hetrurischer Bauer verkleidet ins feindliche Lager und drang bis an den Ort, wo Porsenna an der Seite eines Geheimschreibers den Völkern den Sold austheilte. Irrigerweise hielt er den letztern für den König und stieß ihm den Dolch ins Herz, ward aber sogleich ergriffen und wieder vor den König geführt. Dieser fragte ihn wer er sey, und was zu einer so schwarzen That ihn bewogen habe. — Unerschrockenen Muthes verhehlte der Jüngling weder sein Vaterland noch seine Absicht, hielt die Rechte in eine vor ihm brennende Altarflam-

me,

me, und, Siehe hier, sprach er, wie wenig ich die fürchterlichsten Foltern achte, die deine Grausamkeit über mich verhängen mag. Ein Römer weis zu handeln und zu dulden. Ich bin nicht der einzige, den du zu fürchten hast, dreyhundert römische Bürger haben gleich mir deinen Untergang geschworen; halt dich fertig ihre Dolche zu fühlen! — Erstaunt über so viel Unerschrockenheit, und zu edelmüthig, das Verdienst nicht auch in einem Feinde zu ehren, ließ Porsenna den begeisterten Jüngling unverletzt nach Rom zurückkehren, und diesem Volke von Helden zugleich Friedensbedingungen antragen. Sie wurden unverzüglich angenommen, indem sie weder hart noch entehrend waren, nur mußten zwanzig Geißeln ausgeliefert werden, zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen aus Roms edelsten Familien. Aber gerade als wenn der Heldenmuth des Zeitalters auch das schwächere Geschlecht ergriffen hätte, entwischte Clelia, eine der Geißeln, ihren Hütern, stürzte sich ihren Gefährten den Weg zur Flucht vorzeichnend, in die Tiber, schwomm unter einem Hagel von Pfeilen zu Pferde hinüber und stellte sich dem Consul dar. Dieser, für die Ehre sowohl als für die Sicherheit seines Volks besorgt, ließ sie zurückbringen, worauf Porsenna, unwillig, an Edelmuth sich übertreffen zu lassen, ihr nicht nur die Freyheit gab, sondern auch ihr erlaubte, unter den nämlichen Geißeln diejenigen auszuwählen, von denen sie sich am liebsten zurück begleitet sähe.

Mit aller Bescheidenheit einer römischen Jungfrau wählte die Heldin hierauf nur die, welche unter vierzehn Jahren waren, zur Ursach anführend, daß deren zartes Alter weniger fähig sey, die Beschwerden der Gefangenschaft zu dulden.

Wenig merkwürdiges ereignete sich in den fünf folgenden Jahren, zwey oder drey Siege abgerechnet, die die Römer über die Sabiner erfochten, welche gezwungen wurden, den Frieden zu erkaufen. — Die Consuln erhielten zwey Triumphe über sie und eine Ovation, eine geringere Gattung des Siegesgepränges, die vom Triumph sich darin unterschied, daß der Feldherr nicht zu Wagen, sondern zu Fuß in die Stadt zog; daß nicht die Senatoren in ihren Feyerkleidern, sondern nur die Ritter und Patricier ihm entgegen kamen; daß seine Kleidung weniger prächtig war, und nicht Lorbeern, sondern Myrten seine Schläfe kränzten. Posthumius, der Ueberwinder der Sabiner, war der erste, dem dieser geringere Siegszug zuerkannt ward, weil sein Sieg nur auf Kosten einer vorläufigen Niederlage erkämpft wurde. Einige andere Siege folgten, die das römische Gebiet zwar vergrößerten, übrigens aber zu unbedeutend waren, um die Neugier oder Wißbegierde zu beschäftigen.

Tarquinius, wiewohl mehrere Male zurückgetrieben, war noch immer ungebeugt und unbezwungen. Vermittelst seines Schwiegersohnes Manilius

lius gelang es ihm, die Latier zu gewinnen, und vier und zwanzig mächtige Städte in sein Interesse zu verflechten. Zum Angriff Roms wählte er den möglichst günstigen Zeitpunkt, denjenigen, wo Plebejer und Patricier mit einander zerfallen waren, eine Zwiespalt, die er selbst durch reiche Ausspendungen unter den ärmeren Theil der Bürger, der freilich manche erhebliche Ursache hatte, mit der neuen Verfassung unzufrieden zu seyn, zu erhalten wußte.

Unter den Königen kannten die Römer nur zweyerley Mittel des Unterhaltes, den Ackerbau und den Krieg. Sie lebten entweder von den Früchten ihrer eigenen Arbeit, oder von den Erndten, die ihre Feinde gesäet hatten. Sobald aber die königliche Würde vertilgt war, begannen die Partricier, die wahren Oberherren des Staates, sich den größten Theil der Ländereyen zuzueignen, und ihre Besitzthümer unmerklich auf Kosten des Publikums zu erweitern. Umsonst focht der Soldat zur Erweiterung der Gränzen des römischen Gebietes; die Großen theilten die Früchte ihrer Arbeit, ohne ihre Gefahr zu theilen. Der verarmte Soldat sah sich gezwungen, Geld auf Wucher zu nehmen, und ward durch die ungeheuren Zinsen bald völlig zu Grunde gerichtet. Dem Gläubiger erlaubte das Gesetz, des nicht zahlenden Schuldners sich zu bemächtigen und ihn bis zur Bezahlung der Schuld als Sklaven zu gebrauchen. Dies vielfache Elend reitzte J.d.St.255.

bald das Murren des Volks, das endlich von Bitten zu Drohungen übergieng. Tarquins Versuch, die Krone wieder zu gewinnen, schien ihnen eine günstige Gelegenheit, Rechte, deren sie unbilligerweise beraubt worden waren, wieder geltend zu machen. Als die Consuln daher um dem Tyrannen widerstehen zu können, das gewöhnliche Aufgebot ergehen ließen, fanden sie zu ihrem äußersten Erstaunen, daß alle Arme und Verschuldete sich weigerten, sich unter die Fahnen zu stellen. Laut erklärten sie, daß diejenigen, die die Vortheile des Friedens genössen, auch seine Gefahren dulden möchten; sie, ihrerseits, wären es müde, ihr Leben für nichts, oder, was noch ärger sey, für Herrn aufzuopfern, die ihre Arbeiten geringschätzten und ihres Elendes spotteten. Einen Staat, ein Vaterland, das sie nicht schätzen wolle, erkennten sie nicht; und Rom, das ihnen nichts als Elend, Schulden und Unterdrückung darböte, sey nicht fähig ihre Anhänglichkeit zu fesseln. Nichts werde sie bewegen können zu seiner Vertheidigung ins Feld zu ziehen, als eine gänzliche Tilgung aller ihrer Schulden durch einen Senatsschluß.

Diese stürmende Menge suchte der Senat anfangs durch gelinde Mittel zu besänftigen; da er solche aber vergeblich fand, fieng er an, über eine so wichtige Angelegenheit mit Ernst zu rathschlagen. Einige stimmten für eine gänzliche Erlassung aller Schulden, als das einzige sichere Mittel, das Volk

zu

zu stillen. Andere schilderten die gefährlichen Folgen dieser Nachgiebigkeit und riethen, nur diejenigen in die Musterrollen einzutragen, die ihren Nahmen eingeben würden, und die übrigen mit Verachtung zu behandeln. Auf die Länge vereinigte man sich in dem Entschlusse, das drohende Uebel durch Aufschub abzuwenden, und einen Befehl bekannt zu machen, daß kein Schuldner während des Krieges beunruhiget werden sollte. Aber das Volk, dem der Senat diesen Aufschub als eine Gnade ankündigte, verwarf ihn mit Verachtung und Unwillen. Zu gut wußte es, daß bloß die Nähe des Feindes dem Senat ein Versprechen abgedrungen hätte, das er nach abgewandter Gefahr ohne Zweifel zurüknehmen würde, und beharrete standhaft auf seinen Forderungen. Die Zahl der Unzufriedenen wuchs mit jedem Tage; auch Minderarme aber Verschuldete vereinigten sich mit der tobenden Menge, es sey nun aus dem Gefühl der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen oder aus jenem natürlichen Widerwillen, den alle Menschen gegen ihre Obern haben. In dieser Enge flüchtete der Senat, der den Staat, am Rande des Unterganges schwanken sah, zu einem Hülfsmittel, das zwar itzt die gewünschte Wirkung leistete, im Lauf der Jahrhunderte aber dem Staat verderblich wurde. Da die Consuln ihr Ansehen der Verwirrung der Zeiten nicht gewachsen fanden, so schlugen sie dem Volke die Wahl einer obrigkeitlichen Person vor, die eine bestimmte Frist un=

unumschränkte Gewalt, nicht nur über alle Stände des Reichs, sondern auch die Gesetze selber haben sollte. Die Plebejer, die den Senat verabscheueten, waren es zufrieden. Mit Freuden gaben sie ihre eigene Macht hin, um nur diejenige ihres Obern vernichtet zu sehen, und Lartius ward von seinen Gehülfen im Consulat zum ersten Dictator Roms ernannt. So unterwarf dies Volk, das den Nahmen eines Königes nicht einmal konnte nennen hören, sich ohne Murren einem Gewalthaber, der viel größere Macht besaß. So sehr dienen die Nahmen der Dinge die Gemüther der Menschen zu täuschen, und so gewiß ist es, daß keine Verfassung dem Volke mißfällt, die seinen Vorurtheilen zusagt. Dies war übrigens die erste Unterbrechung der consularischen Gewalt, die damalen etwa zehn Jahre gedauert hatte.

Zehn=

Zehntes Kapitel.

Von des ersten Dictators Wahl bis zur Wahl der Volkstribunen.

Der neuernannte Dictator säumte nicht, J. d. St. 255. von der ihm zuerkannten Gewalt gehörigen Gebrauch zu machen. Umringt von seinen Lictoren und mit allen Insignien der königlichen Würde geschmückt, setzte er sich mitten auf dem Markt auf einen Thron, und ließ nach Sitte der alten römischen Könige das Volk aufbieten. Voll Ehrfurcht für eine Obrigkeit, die sie selbst mit unumschränkter Gewalt bekleidet hatten, strömte die Menge herbey und stellte sich gutwillig unter ihre Fahnen. Als die Latier diese Veränderung in der Verfassung des Staates vernahmen, verlohren sie alle Hofnung, die ihnen die inneren Zwistigkeiten desselben eingeflößt hatten. Sie fanden es itzt am rathsamsten, gewissen Vergleichs-Vorschlägen Gehör zu geben, die ihnen von Seiten Roms gethan wurden, und man vereinigte sich über einen Einjährigen Waffenstillstand. Sogleich kehrte Lartius mit seinem Heer nach Rom zurück, und legte nach Verlauf der ihm zukommenden sechs Monate die Dictatur mit dem Ruhm nieder, daß er sie mit tadelloser Mäßigung verwaltet hätte. Im folgenden

Jahre scheint man schon wieder eines Dictators bedurft zu haben; indem wir finden, daß Posthumius mit dieser Würde bekleidet gewesen, und nach verflossenem Waffenstillstande die Römer zu Verfolgung des Kriegs wider die Latier ins Feld geführet habe. Man erzählt uns, daß er den Feind beym See Regillus angetroffen, und wiewohl um die Hälfte schwächer, ihm eine so gänzliche Niederlage beygebracht habe, daß kaum der vierte Theil desselben mit dem Leben davon gekommen. Es würde jedoch weder lehrreich noch unterhaltend seyn, die mancherley Gefechte dieses kriegerischen Volkes umständlich in einem Zeitalter zu beschreiben, wo dasselbe gewissermaßen noch in seiner Kindheit war, und seine Schlachten dem Handgemenge muthiger aber hartnäckiger Männer glichen, die mehr durch Tapferkeit als Kriegskunst das Schicksal des Tags entschieden. So erzählt man uns zum Beyspiel von dieser Schlacht daß der Dictator die Adler habe unter die Feinde werfen lassen, um die Seinigen zu ihrer Wiedereroberung aufzumuntern, und daß er den Pferden die Zügel habe abnehmen heißen, damit ihr Angriff desto reissender und unaufhaltsamer seyn möge. Feldherrn, die dergleichen Befehle geben können, mögen wohl den Nahmen tapferer Männer verdienen, denjenigen guter Befehlshaber verdienen sie schwerlich. Da der Feind, mit dem sie zu thun hatten, jedoch noch unwissender, als sie selber, war, so mußte er Roms

Ue-

Ueberlegenheit anerkennen, und um einen neuen Waffenstillstand bitten. Diesen gestand der Dictator zu, triumphierte und legte seine Würde nieder.

Mit einigem Grunde hoften die Soldaten nach ihrer Heimkunft aus einem so glorreichen Feldzuge, daß ihre Gläubiger sie wenigstens eine Zeitlang in Ruhe und jener Sicherheit würden genießen lassen, die sie in dem Staate erfochten hatten. Allein sie irrten sich. Von neuem wurden die Gerichtshöfe eröfnet und die Verfolgung der Gläubiger begann mit größerer Strenge denn jemalen. Frisches Murren erwuchs daraus, und um auf alle besorgliche Folgen desselben gefaßt zu seyn, wählte der Senat den Appius Claudius, einen Mann von strengen Sitten, unbiegsamer Rechtschaffenheit und unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Gesetze, zu einem der Consuln des folgenden Jahres; um jedoch seine Strenge zu mildern, gaben sie ihm den Servilius zum Amtsgenossen, einen leutseligen und gütigen Mann, der eben so beliebt beym Volk als Appius ihm verhaßt war. Als die Klagen des Volks daher vor den Rath kamen, waren diese beyden obrigkeitlichen Personen, wie leicht zu erachten, ganz entgegengesetzter Meynung. Servilius, voll Mittleid mit den Drangsalen der Armen, rieth, alle Schulden zu tilgen, oder wenigstens die Zinsen derselben zu mindern. Appius hingegen bestand mit seiner natürlichen Strenge darauf, daß die Gesetze seines Vaterlandes unverletzlich bey-

beobachtet werden sollten. Erleichterung der Schuldner, sagte er, sey Ungerechtigkeit gegen die Gläubiger, würde den Lüderlichen und den Müssiggänger auf Kosten des Betriebsamen und Mäßigen aufmuntern, und als ein Beweis der Schwäche des Senats dem Uebermuth des Pöbels neue Nahrung geben.

Das Volk, von dieser verschiednen Denkungsart der Consuln über seine Angelegenheiten unterrichtet, überhäufte den Servilius mit Merkmalen von Dankbarkeit, während Appius das Ziel seiner Verwünschungen und Drohungen war. Von neuem begann es sich zusammen zu rotten, nächtliche Zusammenkünfte zu halten, und über eine neue Staatsumwälzung zu brüten, als mit einmal ein ungewöhnlich jammervolles Schauspiel alle seine Leidenschaften empörte und der glimmende Unwille in helle Flammen ausbrach.

Ein römischer, bereits bejahrter Soldat kam mit Ketten beladen, wiewohl nicht ohne Spuren ehemaliger besserer Tage in seinem Anstande, daher gerannt, um nnter seinen Mitbürgern Schutz zu suchen. Er war mit Lumpen bedeckt, sein Gesicht war blaß und ausgehungert, sein langer und verworrener Bart und seine sträubigen Haare, die in wilder Unordnung um seine Schläfe flogen, vermehrten das Gräßliche seines Aufzuges. Man kannte ihn jedoch als einen tapfern Mann; man wußte, daß er sich in manchen Schlachten hervorgethan hatte; er selbst zeigte die

Nar=

Narben seiner Wunden, zugleich aber auch noch blutige Striemen so eben empfangener Geißelhiebe. Schon sein Anblick erregte das Mitleid der Menge, noch mehr that es seine Geschichte. Während er im letzten Kriege wider die Sabiner das Vaterland vertheidigt hatte, war sein kleines Erbe nicht nur unbebaut liegen blieben, sondern der Feind hatte es auch geplündert und sein Haus eingeäschert. In dieser Lage war er zu seinem Unterhalt gezwungen worden, Geld aufzunehmen, zu dessen Abbezahlung er sein Erbe verkaufen mußte. Da dieses aber nicht hinreichte, hatte sein fühlloser Schuldherr ihn ins Gefängniß geschleppt, wo er nicht nur mit Ketten belastet, sondern auch von den Geißeln des Nachrichters, seines ihm zugeordneten Peinigers, zerfleischt worden war. Diese Erzählung, welcher seine noch frischen Wunden Nachdruck gaben, empörte das Volk zu einem augenblicklichen Aufruhr. Unaufhaltsam stürmte es dahin, um sowohl an dem eigentlichen Verbrecher, als an dem ganzen Körper seiner Dränger Rache zu nehmen. Appius rettete sich durch die Flucht. Servilius legte die Zeichen der Consulwürde ab, und warf sich mitten in den wüthenden Haufen, flehete, schmeichelte, ermahnte zur Geduld, verbürgte sich, daß der Senat ihnen Gerechtigkeit leisten solle, versprach, ihre Sache aufs wärmste zu verfechten, und um sie auf der Stelle von seinen guten Gesinnungen zu überzeugen, ließ er ausrufen, daß kein Bürger

Schuld=

Schulden halber behelligt werden sollte, bis der Senat weitere Verfügung getroffen hätte.

Servilius Vorstellungen dienten für diesmal den Unwillen des Volks gewissermaßen zu dämpfen, und schon wollte der Senat seine Rathschlagungen über diese wichtige Angelegenheit beginnen, als Nachricht eingieng, daß die Volscer mit einem zahlreichen Heere grades Weges gegen Rom anrückten. Dies Ereigniß war grade das, was die Menge mit feuriger Erwartung wünschte. Itzt beschlossen sie den Edlen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen vermag, wenn sie durch die Stärke der Menge nicht unterstützt wird. Das Aufgebot geschah; kein Mensch leistete Gehorsam. Schuldner und Gefangene schüttelten ihre Ketten, und fragten mit höhnischem Lächeln, ob dies die Waffen seyen, mit denen sie dem Feind begegnen sollten?

In diesem Zustand innerer Zerrüttung und von draußen drohenden Einbruches schwankte Rom am Rande seines Unterganges, als Servilius, der als Consul das Heer anführen mußte, sich noch einmal aufs Bitten legte, und das Volk beschwor, ihn in dieser Enge nicht zu verlassen. Um sie noch mehr zu begütigen, verbot er in einem zweyten Edict, daß kein Bürger während des Kriegs ins Gefängniß geworfen werden sollte, und versprach ihnen bey ihrer Heimkunft völlige Genugthuung. Durch diese Verheißungen sowohl, als durch ihre Zuneigung zu seiner

ner Person gewann er sie noch einmal. Schaaren=weise stellten die Krieger sich unter seine Fahnen; er führte sie wider den Feind und gewann einen vollkom=menen Sieg. Am tapfersten stritten die Schuldner und ehmaligen Mißvergnügten. Um ihren Helden=muth zu belohnen, überließ er ihnen die Plünderung des feindlichen Lagers, ohne dem Herkommen gemäß einen Theil der Beute für den Schatz zurück zu be=halten — eine Maasregel, die vielleicht Schuld dar=an war, daß der Senat ihm nach seiner Heimkunft die Ehre des Triumphs versagte.

Kaum waren die Schrecken vor dem Feinde ver=schwunden, als die vorigen Grausamkeiten erneuert wurden. Appius, immerfort noch unnachgiebig, be=vollmächtigte die Gläubiger, ihre Strenge zu erneu=ern, und Schuldner wurden nach wie vor ins Ge=fängniß geschleppt und gemißhandelt. Umsonst fle=heten sie Servilius um Beystand an, welcher zu mild und nachgebend war, um dem Ungestüm seines Gehülfen das Gleichgewicht zu halten. Umsonst be=riefen sie sich auf die Verheißungen, die ihnen vom Senat geschehen waren. Taub gegen ihr Geschrey, sah dieser Staatskörper, ohne drein zu reden, Schuld=ner bis auf den Markt verfolgt und nur durch die be=schirmende Menge vom Gefängniß und der Geißel gerettet. Die Annäherung eines noch zahlreicheren Feindes, als der itzt Bezwungene war, verzögerte ih=re Rache ein wenig. Die Sabiner, Aequier und

Volś=

cer, recht, als wenn sie die Absichten des Volks unterstützen wollten, thaten einen neuen Einfall, und die Bürger weigerten sich zu dienen, bis ihre Beschwerden gehoben wären.

In dieser gefährlichen Lage sah der Senat sich genöthigt, zu seinem gewöhnlichen Hülfsmittel, der Wahl eines Dictators, zu flüchten. Appius rieth selbst zu dieser Maasregel, in Hoffnung, daß man ihn wählen würde; allein der Senat fühlte, daß so eine Gewalt in den Händen eines Mannes, der diejenige, die er schon besaß, mit so weniger Mäßigung gebrauchte, gefährlich werden könne, und wählte den Marius Valerius, einen alten Senater von milden und gütigen Gesinnungen, beliebt beym Volk, und entsprossen von seinem großen Befreyer, dessen Nahmen er trug. Valerius, welcher sich im Herzen auf die Seite der Plebejer neigte, wählte Quintus, den Bruder ihres großen Idols Servilius, zu seinem Magister Equitum, und versicherte sie in voller Versammlung, daß, wenn sie ihm freiwillig folgen wollten, ihren Beschwerden nicht nur abgeholfen, sondern ihre Umstände auch durch den Raub des Feindes verbessert werden sollten. Mittlerweile befreyete er sie von jeder unmittelbaren Verfolgung ihrer Schuldherrn, und gebot ihnen, ihm ins Feld zu folgen. Es war so etwas Ehrfurcht heischendes in der Würde eines Dictators, und das Volk hegte so tiefe Achtung für dieselbe, daß sie nicht nur

den

den Unwillen dieses unumschränkten Gewalthabers fürchteten, sondern auch sein Versprechen für zuverlässig bindend hielten. Sie stellten sich also auf seinen Befehl, rückten ins Feld, und brachten den Feind ohne Mühe zum Gehorsam; die eroberten Ländereyen wurden unter die Soldaten ausgetheilt.

Nach seiner Heimkunft verlangte der Dictator, daß der Senat Versprechungen erfüllen sollte, für deren Erfüllung er mit Wort und Eidschwur sich verhaftet hatte; aber Appius, seines Steifsinns Sclave, rückte ihm in bittern Ausdrücken seine niederträchtige Herablassung zur Menge vor, und brachte die Mehrheit der Stimmen auf seine Seite. Unfähig, mit einer so mächtigen Gegenparthey zu kämpfen, legte Valerius die Dictatur nieder, und erklärte, daß es einem siebenzigjährigen Greise gezieme, an die Ruhe und nicht an Zänkereyen zu denken.

Des Volkes Unwille loderte itzt zu einer gefährlichen Höhe empor, es rottete sich ins Geheim zusammen, und entwarf einen Plan, sich von Gebietern zu trennen, deren Versprechungen eben so verächtlich als ihre Tyranney unerträglich war. Die heftigsten Maasregeln sind der Menge gewöhnlich die willkommensten. Es fehlte nicht an Waghälsen, die alles umzubringen vorschlugen, was dem Volk am abholdesten sey. Die Consuln wußten so gut als der ganze Senat, wie gefährlich es war, das Volk in dieser Gährung zu beurlauben, und beschlossen daher, es

unter dem Vorwande, daß der Feind noch nicht völlig bezwungen sey, und sich zu einem neuen Einfall rüste, im Felde zu behalten. Durch diesen Kunstgriff geriethen die Soldaten in Verlegenheit. Der Kriegseid, den sie bey ihrer Anwerbung abgelegt hatten, verbot ihnen, ihre Waffen niederzulegen und ihre Fahnen zu verlassen, und dennoch machte ihr frisch erlittenes Unrecht ihnen den Gedanken unerträglich, noch einmal für ihre Unterdrücker zu kämpfen. Sie wählten endlich eine Art von Mittelweg. Sie beschlossen, eine Stadt zu verlassen, die ihnen keinen Schutz gewährte, und eine neue Pflanzstadt außerhalb ihren Gränzen anzulegen. Sie nahmen daher ihre Fahnen, veränderten ihren Befehlshaber, und zogen unter Anführung eines Plebejers, Nahmens Sicinius Bellutus auf einen Berg, der von der Zeit an der verwünschte Berg genannt wurde, und ohngefähr drey Meilen von Rom an den Ufern des Anio lag.

Die Zeitung von diesem Abfall erfüllte die Stadt mit Unruhe und Bestürzung; viele, die dem Heere wohlwollten, versuchten auf alle mögliche Weise über die Mauern zu klettern, um sich mit ihm zu vereinigen, denn die Thore waren auf Befehl des Senats sogleich geschlossen worden. Väter, die unter den Aufrührern Söhne hatten, warfen ihnen ihre Entartung vor; Weiber Wehklagten über den Verlust ihrer Männer, und alles reifte zu einem Bürgerkriege.

Der

Der Senat war um nichts ruhiger als die übrigen; einige stimmten für gewaltthätige Maasregeln, und riethen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; andere waren der Meynung, daß man gelindere Mittel versuchen müsse, indem selbst ein Sieg über solche Feinde ärger, denn eine Niederlage seyn würde. Am Ende beschloß man, Bothschafter zu senden, die das Heer ermahnen sollten, heimzukehren, und ihre Beschwerden vorzutragen, wogegen ihnen eine gänzliche Vergessenheit alles Vorgefallenen zugesichert wurde. Mit Verachtung ward diese Gesandschaft zurückgeschickt, und der Senat sah sich genöthiget, seine Berathschlagungen wieder von neuem anzufangen.

Nachdem er zu dem Ende neue Consuln gewählt hatte, (ein Geschäft, das nicht ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht wurde, indem sich niemand zu einer bey gegenwärtigen Umständen so mißlichen Würde melden wollte) wurden die Berathschlagungen mit einem Ernst wieder vorgenommen, der der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen war. Menenius Agrippa, einer der besten und weisesten Senatoren, war der Meynung, daß man dem Volke nachgeben müsse, indem die römische Herrschaft ohne solches weder erweitert noch behauptet werden könnte. Der letzte Dictator Valerius unterstützte seine Meynung mit einer seinem Alter ungewöhnlichen Wärme. Er warf dem Senat seine Doppelartigkeit vor, und zeigte, wie gerecht und wie nöthig es sey, daß das

Volk seinen Theil an jenen Genüssen habe, die der Reiche allein zu verschlingen meyne. Dagegen declamirte Appius, seinen Grundsätzen getreu, mit großer Heftigkeit auch gegen die kleinste Rücksicht auf die Wünsche der Menge. Dem Volke als Feind etwas einzuräumen, was man ihm als Freund abgeschlagen hatte, bemerkte er, würde ein Beweiß ihrer Furcht, nicht ihrer Gerechtigkeit seyn; die jungen Patricier mit ihren Klienten wären im Nothfall hinreichend die Stadt zu vertheidigen, gesetzt auch, daß ihre undankbaren Bewohner sie verlassen sollten; die Menge wisse ihren Foderungen nie ein Ziel zu setzen, und jede Einräumung würde frische Foderungen und lautere Zudringlichkeiten hervorbringen. Der große Haufe der Senatoren, dem das Volk vorzüglich schuldig war, bedurfte nicht nur so scheinbarer Gründe zu Verhüllung seines Geitzes; auch die Jüngern fanden durch das Zutrauen des Redners sich geschmeichelt, und jauchzten ihm mit ungebührlichem Eifer Beyfall. Allein die Consuln, welche alles dieses Wortgepränges ohngeachtet die Nothwendigkeit einsahen, dem Volke nachzugeben eilten durch Aufhebung der Versammlung einem übereilten Senatschlusse vorzubeugen, und ermahnten die jüngern Senatoren zu gleicher Zeit zu größerer Bescheidenheit, in deren Ermangelung sie ein Gesetz vorzuschlagen drohten, durch welches alle unter einem gewissen Alter von den Sizzungen ausgeschlossen werden sollten.

Die

Die Drohung fruchtete, und bey der nächsten Sitzung beschloß man, ohngeachtet der eigensinnigen Widersetzlichkeit des Appius, und ohngeachtet des fürchterlichen Streiches, welcher dem Vermögen vieler Mitglieder dadurch versetzt wurde, sich mit dem Volk in Unterhandlung einzulassen, und ihm Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen könnten. Zehn Bevollmächtigte wurden zu dem Ende abgeschickt, an deren Spitze Largius und Valerius, die beyden ehemaligen Dictatoren, waren, wie auch Agrippa, gleich beliebt beym Senat und Volk. — Die Würde und Beliebtheit dieser Abgesandten verschafften ihnen eine ehrenvolle Aufnahme beym Heer, und eine lange Unterhandlung folgte. Largius und Valerius verschwendeten alle Stärke ihrer Redekunst; während Sicinius und Lucius Junius, die Wortführer der Menge, ihre Bedrängnisse mit jener männlichen Beredsamkeit darstellten, deren Lehrerin die Natur ist. Schon eine lange Weile hatte die Unterredung gedauert, als Agrippa, ein Mann, der ursprünglich Plebejer gewesen war und folglich am besten wußte, welche Art von Beredsamkeit beym Pöbel am meisten auszurichten pflegt, ihnen jene berühmte Fabel erzählte, die uns Livius aufbehalten hat. „In alten Zeiten, da jedes Glied des Leibes noch für sich selbst denken und wollen konnte, beschlossen einstens alle mit einander einmüthiglich, sich wider den Bauch zu empören; sie könnten nicht

nicht absehen, sagten sie, warum sie sich vom Morgen bis in die Nacht in seinen Diensten abarbeiten sollten, während er, wollüstiger Ruhe pflegend, sich auf ihrer aller Kosten mästete; sie wurden demnach eins, ihn nicht weiter zu unterhalten. Die Füße gelobten, ihn nicht weiter zu tragen; die Zähne schwuren keinen Bissen Speise mehr zu zermalmen, wenn man ihn gleich zwischen sie stecke. Sie hielten diesen Entschluß eine Weile mit vielem Eigensinn, fühlten aber bald, daß, statt den Bauch durch diese Maasregel zu demüthigen, sie sich nur selbst zu Grunde richteten; eine Zeitlang schmachteten sie, und merkten zu spät, daß der Bauch es sey, dem sie die Kraft zu arbeiten, und den Muth zu Meutereyen verdankten."

Eine Fabel von so einleuchtendem Sinne wirkte auf der Stelle. Einmüthig schrien sie, daß Agrippa sie nach Rom zurückführen sollte, und rüsteten sich schon ihm zu folgen, als obgenannter Lucius Junius ihren Ungestüm mit der Bemerkung dämpfte, daß sie die gütigen Anerbietungen des Senats zwar mit Dank zu erkennen hätten, in der That aber für die Zukunft noch gegen seinen Unwillen nicht gesichert wären: es sey daher nothwendig, daß eine neue Staats-Würde errichtet würde, deren Bediente jährlich aus ihrem eigenen Mittel gewählt, und mit der Vollmacht aufgestellt würden, dem bedrängten Mitbürger Genugthuung zu verschaffen, und die Sache des gemeinen Wesens zu verfechten.

Das Volk, immer der Meynung des letzten Wortführers, gab diesem Vorschlage lauten Beyfall, zu dessen Bewilligung jedoch die Vollmacht der Abgeordneten nicht hinreichte. Sie schickten daher um neue Verhaltungsbefehle an den Senat, und dieser, der innern Zwistigkeiten müde und von außen mit neuen Einbrüchen bedroht, beschloß den Frieden zu jedem möglichen Preise zu erkaufen, und willigte, bis auf Appius Widersprüche, einmüthig in die Ernennung der neuen Staatsbedienten, die den Nahmen der Volkstribunen erhielten.

Dieser Volkstribunen waren anfangs nur fünfe, ihre Zahl ward aber in der Folge verdoppelt. Sie wurden jährlich durch das Volk gewöhnlich aus seinem Mittel gewählt. Sie hatten die Macht, alle Senatschlüsse zu vernichten, die ihnen dem Volke nachtheilig schienen, und um ihre Bereitwilligkeit, auch den Niedrigsten zu beschützen, anzuzeigen, waren ihre Thüren zum Empfange der Unzufriedenen Tag und Nacht offen. Zu Anfange wurden ihnen Stühle vor die Thüre des Senathauses gesetzt, wo sie verweilen mußten, bis man sie zur Untersuchung eines gefaßten Schlusses hereinrief. Diesen konnten sie dann durch das einzige Wort Vero entweder vernichten, oder durch Unterzeichnung des Buchstabens T. rechtskräftig machen. Ihre Personen waren unverletzlich; und wiewohl sie durch keins der gewöhnlichen Staatsinsignien, weder durch den curulischen Stuhl, noch

durch

durch die Fasces ausgezeichnet wurden, so gab die negative Stimme, die sie bey allen Senatschlüssen hatten, ihnen doch einen sehr großen Einfluß. Ihr Ansehen erstreckte sich jedoch nicht außerhalb den Mauern Roms; sie durften keinen Tag aus denselben abwesend seyn, und, was ihren Einfluß am meisten minderte, ein einziger von ihnen konnte durch Weigerung seines Beytritts die Maasregel aller übrigen zusammen vereiteln: ein Umstand, den der Senat sehr bald nutzen lernte, indem er bey jeder ihm unangenehmen Maasegel nur Einen gewinnen durfte, um die Absichten aller übrigen zu hinterteibeu.

Als solchergestalt die neue Würde errichtet war, wurden Sicinius Bellutus, Cajus Licinius, Lucius Junius, Albinus, und Icilius Ruga durch die Stimmen des Volks zu den ersten Tribunen gewählt; der Senat ließ ein Edict ausgehn, durch welches alle Schulden aufgehoben wurden, und da itzt auf beyden Seiten alles berichtigt war, opferte das Volk den Göttern des Berges und kehrte siegprangend nach Rom zurück.

Eilftes Kapitel.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Ernennung der Decemvirn.

Bis hieher haben wir das Volk mit der J. d. St. 260. übermäßigen Gewalt des Senats kämpfen sehen; itzt aber beginnet ein Zeitraum, in welchem der Senat wider die überhandnehmende Macht des Volks kämpfte: ein Zeitraum, in welchem das letztere seine eigene Kraft inne geworden, und einmal in Bewegung geschnellt, mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich nieder wirft. Der erste Vortheil, welchen die Tribunen erhielten, war die Erlaubniß zwo jährliche Amtspersonen, die ihnen den ermüdendsten Zweigen ihrer Pflicht beystehn sollten, aus dem Volke zu wählen. Von der Aufsicht, die ihnen über die öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen und Cloaken übertragen wurde, bekamen sie den Nahmen der Aedilen. Es wurden ihnen aber auch verschiedene Geschäfte angewiesen, die bisher die Consuln verwaltet hatten. Ihnen kam es zu, darauf zu sehen, daß niemand mehr Ländereyen anschaffe, als ihm das Gesetz erlaube; in Zeiten einer Hungersnoth für Korn und Oel zu sorgen, und jedem Alleinhandel, den die Aufkäuffer solcher Unentbehrlichkeiten an sich reissen möchten, zu steuren. Nachdem das Volk diese

Vor-

Vorrechte erreichet hatte, und in allen seinen Forderungen zufrieden gestellt war, zog es wider die Antier und Volscer zu Felde, eroberte Carioli, eine ihrer Hauptstädte, und schlug den Feind bald nachher mit großem Blutvergießen. Diese Schlacht war es, in welcher Marcius sich den ehrenvollen Zunahmen des Coriolers erwarb.

Sich blähend auf diesen gedoppelten Sieg, den es beydes über den Senat und über den Feind gewonnen hatte, ermangelte die stürmische Menge nicht, ihrem Hang zu Unruhen bey der nächsten Gelegenheit wieder vollen Spielraum zu geben. Während der letzten Spaltungen war der Ackerbau gänzlich vernachlässigt geblieben, und eine Hungersnoth war eine natürliche Folge davon. Der Senat that alles mögliche, um die Drangsale des Volks zu erleichtern, aber dieses, durch den Mangel gespornt, und willig, jedem andern, nur sich selbst nicht die Schuld beyzumessen, schrieb die ganze Landplage dem Geitze der Patricier zu, die, um sich wegen der aufgehobnen Schulden schadlos zu halten, das Korn aufgekauft hätten und es nun mit ungeheurem Aufgelde wieder verkaufen wollten. Dies war jedoch nicht alles, dessen man sie beschuldigte. Um die Zahl der Bürger zu dieser Zeit des Hungers zu mindern, hatte der Senat einen Theil derselben nach Veliträ einer Stadt der Volscer geschickt, die neuerdings durch die Pest war entvölkert worden. Dies erregte ein Murren

ren unter dem Volk, das von den Tribunen angeblasen, bald stürmisches Geschrey ward. Ein solches Verfahren, riefen sie, sey ein bloßer Kunstgriff, um die Bürger, die dem Adel lästig wären, zu entfernen; es sey wenig anders als eine Ursachlose Verbannung der tapfersten Staatsbürger, und ein Versuch, durch Minderung der Volkskräfte seine eigene zu stärken. Diese Vorspiegelungen wurden so sorgfältig verbreitet, daß eine Volksversammlung gehalten werden mußte, in welcher die Consuln und Tribunen dem Volke in die Wette zuredeten. Mit Ungestüm ward der Zwist geführt. Mit jedem Augenblik ward man wärmer, die Consuln behaupteten, daß die Tribunen kein Recht hätten, zu den Volksversammlungen zu reden; die Tribunen ihrerseits beriefen sich auf die Heiligkeit ihres Amtes und nannten jede Störung in Verwaltung desselben, Majestäts-Verbrechen und Hochverrath. Das Volk stimmte ihnen einmüthig bey; was immer einer seiner Führer vorzuschlagen beliebte, beliebt' es zu genehmigen, und so ward ein Gesetz gegeben, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, die Tribunen, während sie zu dem Volke redeten, zu unterbrechen: ein Gesetz, das ihrem Ansehen einen merklichen Zuwachs gab; denn mit dem Recht den Vortrag bey der Versammlung zu thun, gewannen sie zugleich dasjenige, es nach Belieben zu lenken.

Nach diesen Geschichten genoß der Staat einer vorübergehenden Ruhe; ein Theil des Volks flüchtete

in

in seine Häuser und ertrug die Drangsale des Hungers mit resignirender Schlaffheit: andere fielen ins Gebiet der Feinde und kamen mit Beute heim. Nicht lange aber, so erneuerte der lehrende Ueberfluß jenen Geist der Unruhe, den die Fortdauer des Hungers gedämpft, aber nicht geknicket hatte. Eine große Flotte mit Korn aus Sicilien beladen, dessen einen Theil ein König dieses Landes Nahmens Gelo den Römern verehrte, den andern aber der Senat mit dem Gelde des Schatzes erkauft hatte, belebte ihren Muth noch einmal, und gab ihrem Hange zu Streitigkeiten neuen Zunder. Als im Senat gerathschlaget wurde, auf was Weise diese reichliche Zufuhr vertheilt werden sollte, so entstanden heftige Zänkereyen. Einige riethen, einen hinlänglichen Vorrath davon unentgeldlich unter die Armen auszutheilen, andere meinten, man sollte es, um den Schatz wieder zu entschädigen, zu einem niedrigen Preise verkaufen; als aber an Coriolan die Reihe zu reden kam, drang er drauf, daß durchaus nichts davon vertheilt werden sollte, bis die letzten Eingriffe, die das Volk in die Rechte des Senats gethan habe, berichtigt, und die alte Regelgerechtigkeit des Staats wieder hergestellt wäre. „Wie lange, rief er, wollen wir's dulden, daß der Staat durch zwo Gewalten zerrissen werde, deren Spaltungen ihn über lang oder kurz durchaus zu Grunde richten werden! Wie lange wollen wirs dulden, daß Tribunen Gesetze geben und

Rom

Rom mit unbeschränkter Gewalt beherrschen, wir, die wirs verachteten, uns vor Königen zu beugen. Wenn Meuter und Anführer zu Rom nicht bleiben wollen, so mögen sie noch einmal ihren Berg beziehen; besser überall nicht herrschen, als mit den Hefen des Pöbels die geschändete Herrschaft theilen." — So aufwiegelnde Worte, und so gewaltthätige Maasregeln entzündeten die Flammen der Zwietracht. Im ersten Anfall ihres Grimmes wollte die Menge über den ganzen Körper des Senats herfallen, aber die Tribunen zügelten ihre Wuth, und lenkten sie auf Coriolan, den sie dem Untergange weiheten. Dieser blieb unerschüttert; kühn, nüchtern, und unbeugsam von Natur, vereinigte er mit diesen angebohrnen Anlagen die erworbenen Tugenden einer großen Ehrfurcht für die Gesetze, großer Kriegskunde und unbegrenzter Anhänglichkeit an seine Mitbürger, oder vielmehr an den Theil derselben, dessen Sache er zur seinigen gemacht hatte. Mit Verachtung behandelte er die Vorladung der Tribunen, und als diese die Aedilen abschickten, um ihn zu greifen und vor das Volk zu schleppen, sammlete sich ein Haufe junger Patricier um ihren Liebling, griff die Aedilen an, und trieb sie nach einem kurzen Handgemenge in die Flucht. Dies war die Losung zu allgemeinem Aufruhr. Aus allen Gegenden der Stadt stürmte der Pöbel herbey, und ohne Zweifel wär es auf der Stelle zum Bürgerkriege gediehen, wenn die Consuln dem Volke nicht

gänz=

gänzliche Genugthuung verheissen hätten. Die Tribunen verlangten, daß Coriolan als Aufrührer und Verächter der Volks-Majestät vom Tarpejischen Felsen heruntergestürzt werden sollte. Sie verdammten ihn sogar, ohne die Stimmen des Volks zu sammeln. Sie waren im Begriff sich seiner Person zu bemächtigen, als die Patricier ihn noch einmal retteten.

So viel Entschlossenheit auf einer Seite und so viel Anmaßung auf der andern, hielt die Menge eine Zeitlang in Ungewißheit schwebend; sie fürchtete sich ihren Verfechtern wider Männer beyzustehn, die ihre Feldherrn und Anführer gewesen waren, und schauete dem Kampfe mit zitternder Unentschlossenheit zu. Ihre Saumseligkeit zum Beystande erregte bey den Tribunen die Besorgniß, daß sie etwa zu weit gegangen seyn möchten; sie verlangten daher, daß Coriolans Sache vor das Volk gekocht, daß der Schuldige vor einem Richterstuhle abgehöret würde, von welchem keine Berufung statt fände. Die Patricier, von Coriolans Unschuld überzengt, begierig aber, dem Staat den Frieden zu geben, ließen sich diese Maasregel gefallen, und der Tag zum Verhör ward angesetzt. Coriolan fragte die Tribunen, wessen sie ihn zu beschuldigen dächten, und da sie erwiederten, des Hochverraths und unumschränkter Herrschbegierde, so unterwarf er im Bewußtseyn seiner Unschuld dem Verhöre sich ohne Weigern.

Der bestimmte Tag erschien. Schwule Erwartung

tung schwellte die Brust aller Theilnehmer, und aus den umliegenden Gegenden floß eine Menge Volks zusammen, die das Form füllte. Mittlerweile theilten die Tribunen das Volk nach Zünften, nach welchen es auch, Mann für Mann, stimmen sollte, nicht aber nach Centurien, wie seit den Zeiten des Servius Tullius gebräuchlich gewesen war. Vermöge dieses Kunstgrifs ward der Senat durch das Uebergewicht der Volkszahl überstimmt und alles Einflusses auf die Verhandlungen beraubt. Er ermangelte nicht, sich dagegen zu sträuben; da er aber die Sache Coriolans nicht gerne zu seiner eigenen machen wollte, sah' er sich genöthigt, auch diesen Gewaltstreich der Plebejer zuzugeben. Inzwischen wollten die Consuln doch wenigstens einen Versuch machen, den Beklagen zu retten. Einer derselben bestieg das Rostrum, schilderte Coriolans Verdienste um den Staat, zeigte, wie wenig man auf einige wenige in der Hitze entfahrne Worte achten müsse, erklärte, daß der ganze Senat für den Beklagten eine Vorbitte einlege, und verlangte, daß die Tribunen sich auf die einzige Beschuldigung, deren sie erwähnt hätten, nehmlich daß Coriolan nach der höchsten Gewalt strebe, einschränken sollten. Hierauf erwiderte Sicinius: er werde wider den Beschuldigten alles anführen, was seine Schuld erweisen könne; der Staat habe von seinem Einflusse und der Menge seiner Schutzgenossen zu viel zu fürchten, als daß man nicht jedes

Hülfs-

Hülfsmittel anwenden müsse, ihm Sicherheit zu verschaffen; feige Gefälligkeit für die Bitten des Senats gezieme ihm nicht, sondern Wachsamkeit für die Erhaltung des Gemeinwesens, und schon der Versuch die Macht des Volks zu brechen, das ein unstreitiges Recht sich selbst zu regieren habe, sey Verbrechen.

Mit einer Unerschrockenheit, die eines bessern Schicksals würdig war, erschien Coriolan itzt vor dem Volk. Die Hoheit seines Anstandes, seine männliche Beredsamkeit, die Zurufungen derer, die er dem Feinde entrissen hatte, neigeten das Volk zum Mitleiden. Er begann mit Aufzählung aller Schlachten, die er geschlagen, und aller Posten, die er behauptete; er zeigte die mancherley Kronen, die er als Belohnungen seiner Verdienste von seinen Feldherren empfangen; er entblößte vor dem Blick der Menge die zahllosen Wunden, die er in Erwerbung derselben davon getragen hatte; er nannte die Mauerlücken, in die er hinein gedrungen war, und die Leben, die er gerettet hatte, und rief diejenigen, die aus deren Anzahl gegenwärtig waren, auf, um die Wahrheit seiner Erzählung zu bezeugen. Mit den rührendsten Ausdrücken flehten diese ihre Freunde, ein Leben zu schonen, dem sie das ihrige zu verdanken hätten; sie erboten sich für ihn zu sterben, wenn die beleidigte Volksmajestät ein Opfer verlange. Eine Vertheidigung, wie diese, eine solche Ruhe des Tons, eine solche Festigkeit des Geistes, schien nur der Unschuld möglich zu seyn, und versöhnet je-

jeden Zuschauer; manche riefen, daß ein so wackerer Mann einen Triumph verdiene und nicht den Tod, und daß sein Verhör selbst ein Vorwurf für die Nation sey. Schon wollte die schwindelnde Menge ihn lossprechen, als Decius, der Tribunen Einer, ein Mann von fließender Beredsamkeit, aufstand. „Durch welche Kunstgriffe, rief er, der Senat uns auch verhindern mag, auf jene hochverrätherischen Reden zu dringen, die in der Mitte seines ehrwürdigen Zirkels ausgesprochen und auf die Vernichtung der Volksvorrechte berechnet waren, so sind wir jedoch keinesweges damit abgefunden: was Coriolan gesprochen hat, möge vergessen werden; wir haben Thatsachen, über die wir ihn auffordern sich zu vertheidigen. Ein altes Gesetz unter uns gebeut, daß alle Beute, die dem Feinde abgenommen wird, zum Gebrauch des Gemeinwesens bestimmt, und, unberührt vom Feldherrn, dem öffentlichen Schatze überliefert werde. Dies in sich selbst so billige und von unsern Altvordern unverletzlich beobachtete Gesetz ist durch diesen Mann gebrochen worden, der als Beklagter vor euch steht. Aus einem neulichen Einfall ins Gebiet der Antier hat er keine unbeträchtliche Beute an Sklaven, Korn und Lebensmitteln heimgebracht, aber weit entfernt das Gemeinwesen damit zu bessern oder zu bereichern, hat er sie gänzlich unter seine Freunde und Nachfolger vertheilt, Leute, die er so vermuthlich zu bestechen dachte, um unsern Untergang desto sicherer

zu bewerkstelligen. Von jeher war es die Weise der Tyrannen, zu ihren ehrsüchtigen Planen sich durch Gewinnung eines zahlreichen Anhanges, durch Anwerbung von Leuten die Bahn zu brechen, die bereit und willig wären, alle Rücksicht für das gemeine Beste um den Nutzen eines Einzigen dahinzugeben. Dies ist es, was wir dem Marcius zur Last legen. Hierwider mag er sich vertheidigen; er mag die That leugnen, wenn er kann, nicht aber mit pralender Darstellung seiner Wunden, sondern mit tüchtigen Beweisen und Gründen." — Durchaus unerwartet kam diese Beschuldigung. Coriolan hatte wirklich, als das Volk sich Dienste zu nehmen weigerte, an der Spitze seiner Schutzgenossen einen Ausfall gethan, und den Feind, der bis an die Mauern Roms gestreift war geplündert. Diese Beute, die er so rechtmäßig geerntet und als das Erworbene eines Privatabentheuers angesehen hatte, in den öffentlichen Schatz zu liefern, war ihm gar nicht eingefallen. Wenig wußte er daher auf die Beschuldigung seiner Feinde zu antworten. Er stockte, stotterte, gerieth in Verwirrung. Diese Verwirrung nutzten die Tribunen, schritten augenblicklich zur Stimmensammlung, und Coriolan ward zur immerwährenden Verbannung verdammt.

Nie hatte der Pöbel beym glorreichsten Triumph über einen besiegten Feind eine aufrichtigere Freude bezeugt, als er bey dey dieser Gelegenheit äußerte,

wo er die Macht des Senates gewissermaßen vernichtet hatte. Von nun an hat er sich das Recht angemaßet, jedes Mitglied dieses Staatskörpers, das er anzuklagen dienlich finden würde, vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Der Senat im Gegentheil sah sich zu einer schmachvollen Abhängigkeit von der Menge herabgewürdigt, aller Sicherheit seiner Personen beraubt, und entkleidet des wichtigen Vorrechts, nur durch sich selbst gerichtet zu werden. Die Verurtheilung seines muthigsten Vertheidigers war daher ein Schlag, der alle mit Schmerz, Bestürzung und Bekümmerniß erfüllte. Coriolan allein schien in der Mitte des Getümmels ein untheilnehmender Zuschauer. Begleitet von wehklagenden Hunderten der ehrwürdigsten Senatoren und Bürger Roms; kehrte er nach Hause, um von seiner Gattin, von seinen Kindern und seiner Mutter Veturia ein langes Lebewohl zu nehmen. Während diese in den Verzuckungen des Schmerzes ihn umklammerten, als wollten sie ihn nimmer loslassen, entriß Coriolan sich ihren Armen. Er ermahnte sie, mit Standhaftigkeit ihr Schicksal zu ertragen, an ihn aber nicht mehr zu gedenken. Seine kleinen Kinder empfahl er ihrer Obhut, der Obhut des Himmels aber alle miteinander, und wanderte sodann einsam zum Thore hinaus, um unter den Feinden Roms eine Zuflucht zu suchen. — So bedienten die Plebejer, die ihre Tribunen lediglich zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, sich dieser nehmli-

lichen Obrigkeiten, um andere zu beeinträchtigen, und beraubten die Patricier in unmerklichen Abstufungen eines Vorrechts nach dem andern.

Coriolan, zu immerwährendem Elende verbannt, suchte weniger einen Zufluchtsort vor Rom, als eine bequeme Gelegenheit, sich zu rächen. Alle seine Männlichkeit sammt den frühen Unterweisungen seiner Mutter waren nicht fähig, das Gefühl des erlittenen Unrechts in ihm zu dämpfen, noch die Begierde seine Feinde zu züchtigen, sollte sein Vaterland auch über der schrecklichen Rache zu Trümmern gehn. Tullus Attius ein Volscer, von großem Ansehn unter seinem Volk, und Roms geschworner Feind, schien ihm das schicklichste Werkzeug zu Ausführung seiner Absichten. Entschlossen, sich an ihn zu wenden, kam er zur Nachtzeit in Antium, der Stadt, wo Tullus wohnte, an, gieng geradeu Weges in sein Haus, und setzte sich am Heerde, dem geweihten Sitze der Hausgötter. Tullus, benachrichtigt, daß ein Fremder von ungewöhnlich edlem Anstande in seinem Hause Zuflucht suche, kam und fragte nach seinem Nahmen und Begehren. „Mein Nahme, rief der Römer, ist Cajus, mein Zunahme Coriolan, die einzige Belohnung, die für alle meine Verdienste mir übrig blieb. Rom, dessen treuester Freund ich war, hat mich ausgestoßen. Hier, wo man mich mit Recht als einen Feind betrachtete, such' ich eine Zuflucht. Bist du geneigt

von

von meinen Diensten Gebrauch zu machen, so wirst du mich dankbar finden; bist du Willens dein Vaterland an dem Manne zu rächen, der ihm am fürchterlichsten war, so sieh' mich bereit.

Getroffen von des Mannes Würde und voll Ehrfurcht für seinen weitbekannten Heldenmuth reichte Tullus ihm die Hand des Friedens, und gelobte, seine Sache als seine eigene anzusehn. Die erste itzt zu nehmende Maasregel war, daß man das Volk bewegen müßte, die mit den Römern geschlossenen Verträge zu brechen. Zu Erreichung dieses Zweckes schickte Tullus eine Anzahl seiner Bürger nach Rom, um den gerade damalen zu feiernden Spielen zuzusehn, gab aber dem Senat zu gleicher Zeit geheime Nachricht, daß sie die gefährliche Absicht hätten, die Stadt anzuzünden. Dies wirkte, der Senat ließ einen Befehl ausgehn, daß alle Fremde vor Sonnenuntergang die Stadt verlassen sollten. Diesen Befehl stellte Tullus seinen Landsleuten als eine Verletzung der Friedensschlüsse vor, und beredete sie Gesandten nach Rom zu schicken, die nicht nur für diesen Schimpf Genugthuung, sondern auch alle Ländereyen, die den Volscern gehörten, und deren sie so gewaltsamer Weise wären beraubt worden, zurück fordern, im Weigerungsfall aber ihnen den Krieg erklären sollten. Der Antrag ward, wie leicht zu erachten, von dem Senat mit Verachtung verworfen; er hieß die Gesandten ihren Landsleuten sagen, daß

Dro-

Drohungen keine Mittel wären die Römer einzuschrecken, die mit ihren Schwertern behaupten wollten, was sie mit dem Schwert erworben hätten; und wenn die Volscer die ersten Waffen ergriffen, so wollten die Römer sie die letzten niederlegen.

Als solcher Gestalt der Krieg auf beyden Seiten erkläret war, wurden Cariolan und Tullus zu Feldherren ernannt, und brachen sogleich ins Gebiet der Römer ein, auf welchem sie alle den Plebejern gehörige Ländereyen plünderten und verheerten, der Senatoren ihre aber unberührt liegen ließen. Mittlerweile giengen die Werbungen zu Rom nur sehr langsam von Statten, die beyden neuerwählten Consuln waren wenig kriegskundig, und fürchteten, einem Feldherrn zu begegnen, dessen Ueberlegenheit im Felde sie so gut kannten. Auch die Bundsgenossen äußerten Furcht, und sandten ihre Verstärkungen nur sehr langsam ein. Coriolan hatte also Zeit übrig, eine Stadt nach der andern wegzunehmen. Circum, eine römische Pflanzstadt, unterwarf sich seinen Waffen zuerst; dann griff er die Latier an, welche Roms Beystand umsonst anfleheten. Tolerium, Lavici, Pes und Bola wurden mit Sturm erobert, die Güter geplündert und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; die sich gutwillig ergaben, wurden mit Schonung behandelt, die sich widersetzten, niedergehauen. In jedem Zuge begünstigte ihn das Glück, und seine Thaten vergrößerten seinen Ruf so

sehr,

sehr, daß die Volscer ihre Städte wehrlos ließen, und, unter seiner Anführung des Erfolges gewiß, ihm ins Feld folgten. Selbst die Krieger von seines Gehülfen Heer giengen zu ihm über, und wollten von keinem andern Feldhern wissen. Sich auf diese Weise an der Spitze eines zahlreichen Heeres und im Felde keinen Feind sehend, der ihm Widerstand geleistet hätte, lagerte er sich endlich am Fuß des cluilischen Hügels, innerhalb fünf Meilen von Rom.

In dieser so eben noch so getümmelvollen Stadt war nichts zu sehen als der schweigende Dumpfsinn der Verzweiflung. Das Volk, das von den Wällen herab der Verheerung seiner Länder zusah, bat mit Thränen und Flehen um Frieden. Es beschwor den Senat, das Edict, welches Coriolanen verbannt hatte, zu widerrufen, und gestand die Ungerechtigkeit seiner Proceduren. Der Senat, solche Niederträchtigkeit verschmähend, beschloß, wo möglich, die Ungerechtigkeit des Staats den Feinden nicht zu verrathen, noch einem Verräther Gunstbezeugungen zu gewähren, die man ihm, da er des Hochverraths war beschuldigt worden, abgeschlagen hatte. Allein was konnten ihre Entschlüsse ihnen helfen, da es ihnen an Vermögen fehlte, sie zu behaupten. Coriolan näherte sich mit jedem Tage, und schon schlug er sein Lager vor der Stadt auf, fest entschlossen sie zu belagern. Itzt sank der stolze Geist der Patricier in den Staub. Senat und Volk wurden eins, Gesand-

sandten an ihn abzuschicken, um mit Anerbietung einer gänzlichen Wiederherstellung den Rückzug des Feindes zu erkaufen. An der Spitze seiner vornehmsten Kriegsbedienten und mit dem Ernst eines Siegers, der entschlossen ist, Gesetze vorzuschreiben, empfieng Coriolan sie. Mit hoher Miene belehrt' er sie, er sey itzt Feldherr der Volscer, und das Interesse der Volscer zu beobachten seine Pflicht; hoffeten sie Frieden, so müßten sie alle Städte zurück geben, die diesem Volk ursprünglich gehörten und ihre Bürger so frey machen wie die Latier wären. Dreyßig Tage räumte er ihnen zu Ueberlegung dieser Vorschläge ein. — Diese Zwischenfrist nützte er zu Eroberung verschiedener Latischer Städte, und kam nach Verlauf derselben zurück, um mit seinem Heere sich noch einmal vor den Mauern Roms zu lagern.

Eine zwote Gesandschaft erschien itzt, und beschwor ihn, seiner Vaterstadt nicht zuzumuthen, was zu bewilligen Römern nicht gezieme. Allein Coriolan, streng und unbiegsam von Natur, beharrte auf seinen vorigen Forderungen, und gewährte ihnen nur drey Tage zu Vollendung ihrer Berathschlagungen. Eine so entscheidende Antwort erfüllte die Stadt mit Bestürzung. Jedermann rannte zu den Waffen, einige besetzten die Mauern, andere bewachten die Thore, damit Coriolans geheime Anhänger in der Stadt sie nicht an ihn verrathen möchten; andere befestigten ihre Häuser, als wenn der Feind schon Meister der

Mau=

Mauern wäre. In dieser allgemeinen Verwirrung war weder Gehorsam noch Oberbefehl. Die Consuln, die nur ihre Furcht zu Rathe zogen, waren um ganz anderer Verdienste willen gewählet worden, als die Erfahrenheit im Kriege war. Die jüngst so trotzigen Tribunen ließen itzt weder von sich sehen noch hören; alles theilte den allgemeinen Schrecken, und es schien, als wenn die gepriesene Tapferkeit Roms mit ihrem Feldherrn ins Lager der Volscer übergegangen sey. In dieser Enge blieb nichts übrig, als eine dritte, wo möglich noch feyerlichere Gesandschaft abzusenden, die aus den Priestern und Augurn bestand. Geschmückt mit ihren Feyerkleidern, und ernst und trauervoll daher wandelnd, zogen sie aus der Stadt und ins Lager des Siegers hinein; sie flehten ihn bey allem was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern schuldig sey, und ihnen, welche, wiewohl Diener der Götter, sich itzt zu seinen Füßen würfen, seinem Lande Frieden zu geben; umsonst, Coriolan blieb fest und unerbittlich. Er bezeigte ihnen die Ehrerbietung, die die Heiligkeit ihrer Charactere erforderte, schickte sie aber zurück, ohne von seinen Forderungen das geringste nachzulassen.

Als das Volk diese Gesandschaft unverrichteter Sachen zurückkehren sah, fieng es an das Gemeinwesen verloren zu geben. Die Tempel wimmelten von Greisen, von Weibern und Kindern, die, niedergeworfen an den Altären, für die Erhaltung des

Va-

Vaterlandes heiße Gelübde opferten. Nichts hörte man als Aechzen und Jammern, nichts sah man als das Händeringen der Angst und der Verzweiflung. Endlich besann man sich, daß, was durch die Vorstellungen des Senats und die Beschwörungen der Priester nicht hatte bewerkstelligt werden können, vielleicht durch die Thränen eines Weibes, und die Befehle einer Mutter erhalten werden möchte. Der Vorschlag einer solchen Gesandschaft gewann allgemeinen Beyfall, und der Senat selbst gab ihr die Sanction seiner Vollmachten. Anfangs trug Veturia, Coriolans Mutter, einiges Bedenken, ein so frommes Werk zu übernehmen; sie kannte die unbiegsame Gemüthsart ihres Sohnes und fürchtete sich dem Schimpf und ihn dem Verbrechen, die Befehle einer Mutter zu verwerfen, preis zu geben; nichts destoweniger übernahm sie den Auftrag endlich, und wanderte in Begleitung der vornehmsten römischen Matronen, Volumniens, seines Weibes und seiner beyden Kinder zu dem Thore hinaus. Coriolan, der diesen feyerlichen und trauervollen Weiberzug daher ziehen sah, beschloß auch sie unerhört zu lassen, und rief seine Kriegsgenossen zusammen, um Zeugen seiner Entschlossenheit zu seyn. Kaum vernahm er aber daß seine Mutter und seine Gattin unter der Zahl seyen, als er seinen Thron verließ, ihnen entgegen flog, und sie umarmte. Thränen und Umhalsungen erstickten anfangs die Kraft zu reden bey den Frauen,

und der rohe Krieger selbst konnte nicht umhin, ihre Rührung zu theilen.

„Sage mir Coriolan, rief seine Mutter, aus welchem Licht ich diese Zusammenkunft betrachten soll? Umhals' ich meinen Sohn oder meinen Feind? Bin ich deine Mutter oder deine Gefangene? Wie hab ich's erleben müssen, diesen Tag zu sehn, meinen Sohn verbannt zu sehn, und was für mich noch peinigender ist, ihn zu sehn, als den Feind meines Vaterlandes! Wie hat ers übers Herz bringen können, seine Waffen gegen den Ort zu richten, der ihm das Leben gab! Seine Wuth gegen die Mauern zu wenden, die sein Weib, seine Kinder und seine Götter schützen! Doch nur ich bin es, der das Vaterland seinen Dränger zu verdanken hat; wäre ich nie Mutter geworden, so würde Rom frey geblieben seyn. Dies folternde Bewußtseyn wird mich quälen, dieweil ich lebe, und dies Leben kann nicht lange dauern. Allein, wiewohl du mich zum Tode bereit siehst, so laß wenigstens diese armen Unglücklichen dein Mitleid regen; bedenke, was ihr Schicksal seyn wird, wenn du verbannt bist, und sie sind Gefangene.“

Kämpfende Leidenschaften erschütterten während dieser Rede die Seele des geängstigten Helden. Seine Mutter sah ihn wanken. Sie fuhr fort mit aller Beredsamkeit der Worte und der Thränen in ihn zu dringen; seine Gattin, seine Kinder hiengen an ihm

und

und flehten um Schutz und Mitleid, während der ganze ehrwürdige Zug ihrer Gefährtinnen, den klagenden Chor verstärkend, Roms Elend und sein eigenes bejammerte. Coriolan, vom Kampf der Ehre mit der Zärtlichkeit zerrissen, stand eine Weile in tiefem Schweigen versunken; dann, wie aus einem Traum gerüttelt, sah' er seine Mutter zu seinen Füßen liegen, flog' hin sie aufzuheben, und — o meine Mutter, rief er, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren! Sogleich befahl er dem Heer aufzubrechen, und wandte gegen die Kriegsbedienten vor, daß die Stadt zu fest sey, um eingenommen zu werden. Tullus, der schon lange seinen Ruhm beneidet hatte, ermangelte nicht seine Partheylichkeit gegen seine Vaterstadt zu rügen. In einem Volksaufstande ward Coriolan erschlagen, wiewohl nachher mit später und vergeblicher Reue aufs ehrenvollste bestattet.

Groß und viel waren die öffentlichen Freudenbezeugungen zu Rom nach dem Rückzug des volscischen Heeres. Der Senat erkannte den Frauen jede Ehrenbezeugung zu, die sie selbst verlangen würden; sie baten aber bloß um Erlaubniß, an dem Ort, wo sie ihr Vaterland gerettet hätten, der weiblichen Fortuna einen Tempel weihen zu dürfen, der dann auch auf Kosten des Schatzes errichtet wurde. Mittlerweile begann jener alte Römermuth, der eine Zeit her wie gedämpft und gebrochen schien, wieder auf-

zu-

zuleben. Da Coriolan nicht mehr war, so wagten seine Mitbürger ihren Volscischen Feinden die Spitze zu bieten, die in der That durch ihre eignen und ihrer Bundsgenossen innere Zwistigkeiten irgend einer auswärtigen Macht die Mühe, sie zu Grunde zu richten, ersparten. Ein herrlicher Sieg ward über sie und die Hernicer im folgenden Jahr erfochten, und unter den Gebliebenen war auch Tullus.

Spurius Cassius Viscellinus hatte an der Ehre, diesen Sieg erfochten zu haben, den meisten Antheil. Er war eitel von Natur, voll Eigendünkel, ehrsüchtig im äußersten Grade, und eben so gewohnt sein eigenes Verdienst zu hoch als anderer ihres zu niedrig anzuschlagen. Dreymal war er Consul gewesen; zwey Triumphe hatte der Senat ihm zuerkannt; diese Vortheile mit einiger Volksgunst vereinigt, verleiteten ihn zu dem gefährlichen Plan, sich zum König Roms emporzuschwingen. Um hiezu die Bahn zu brechen, beschloß er, eine Vollmacht, die ihm der Senat ertheilt hatte, mit den überwundenen Völkern auf alle ihm beliebige Bedingungen Frieden zu schließen, auf eine so schonende Weise zu gebrauchen, daß die Gemüther dieser Völkerschaften ihm auf immer verpflichtet würden. In dieser Rücksicht gab er ihnen den dritten Theil des Eroberten wieder, gewährte ihnen den Titel römischer Bürger, und behandelte die Ueberwundenen in aller Absicht so, als wären sie die Sieger. Um sich in jeder Klasse

der Staatsbürger Freunde zu machen, gab er den Latiern die eine Hälfte der übrigen eroberten Ländereyen, und vertheilte die zwote unter den armen Bürgern Roms. Hiemit nicht zufrieden, wagte er einen Vorschlag, der ihn seiner Meinung nach zum Idol des Volks machen mußte, angesehen derselbe nichts geringeres beabsichtigte, als gewisse Ländereyen, die lang im Besitz der Reichen gewesen waren, die er aber für Eigenthum des Staates ausgab, unter die Armen auszutheilen. Als er daher am Tage nach dem Triumph, der Gewohnheit nach, von seinen geleisteten Thaten Bericht abstatten sollte, verbreitete er sich über seine haushälterische und weise Verwaltung des öffentlichen Schatzes, über den Zuwachs an Unterthanen und Kriegern, die er dem Staat verschaft hätte, und über seine eigenthümliche Geschicklichkeit, das Gemeinwesen zu führen. Dann bemerkte er, daß alle Erweiterung der römischen Eroberungen nichts helfen würde, so lange der Reiche allein ihre Früchte genösse, so lange der Senat und die Patricier im Ueberflusse lebten, während der abgelebte Krieger in Mangel und Kummer schmachte. Er wäre daher der Meinung, daß alle dem Feinde abgenommene Ländereyen, die itzt die Reichen besäßen, aufs genauste geschätzet, und sodann zu gleichen Theilen unter die ärmeren Bürger vertheilt werden sollten.

Dies war der Ursprung des berüchtigten Acker-

gesetzes, welches in der Folge so viel Unruhen anrichtete. Unbeschreiblich ist der Unwille des Senats, als er diesen seltsamen Antrag hörte, schon vorhin seiner öffentlichen Rechte entkleidet, sah er sich itzt in seinem Privateigenthum angegriffen. Alles Vermögen, das seine Vorfahren durch Muth oder Betriebsamkeit erworben hatte, sollten ihm itzt entrissen, und eine Beute des Müssiggängers, des Ausschweifenden, und des Nichtswürdigen werden. Sitzung folgte auf Sitzung um Maasregeln zu verabreden, die die Wirkungen eines solchen Gesetzes und der Ehrsucht des Cassius abwenden könnten. Das Volk seinerseits war nicht weniger schwürig; die Tribunen, und alle, die durch ihre Umstände über die niedrigste Stuffe des Pöbels hervorragten, hatten so wenig als die Patricier Lust, mit den geringsten von denen, deren Führung sie sich anmaßten, zu einerley Maasstabe heruntergebracht zu werden; die Schutzgenossen der Reichen waren an das Interesse ihrer Schirmherrn gekettet. Dessen allen ungeachtet schlug sich die Mehrheit der Menge zum Cassius, schrie stürmisch um Durchsetzung des Ackergesetzes, und drohete im Weigerungsfalle dem Senate Tod und Verderben. Selbst Hernicer und Volscer wurden bey dieser Gelegenheit zur Stadt gerufen, um den Lärm zu verstärken, und im Fall daß das Gesetz durchfiele, den Urheber desselben zu schützen. Der Senat sah endlich, daß es nothwendig sey nachzugeben, und versprach

der

der Menge, daß die Ländereyen unter sie vertheilt, die Bundsgenossen aber, die zu Eroberung derselben nicht mitgewirkt hätten, von der Vertheilung ausgeschlossen werden sollten. Dies Versprechen begütigte den Pöbel für itzt, und gab dem Senat Gelegenheit, zu Bestrafung des Cassius die gehörigen Maasregeln zu nehmen. Zu dem Ende ward Cassius einige Zeit nachher auf den Befehl des Senats von den Quästoren vor das Volk geladen, um sich über die Beschuldigung, daß er habe König werden wollen, vernehmen zu lassen. Ein so unerwarteter Streich erfüllte den Demagogen mit der gerechtesten Besorgniß, zumal da er die Tribunen sowohl als die Patricier wider sich hatte. In einer Kleidung, die seiner mißlichen Lage angemessen war, erschien er vor der Versammlung und suchte das Volk für seine Sache zu gewinnen. Er behauptete, daß nur sein Eifer für des Volks Wohlfahrt ihm diese Verfolgung der Patricier zugezogen habe; daß er ihr einziger übriger Freund, und ihr Interesse mit dem seinigen innigst verbunden sey. Allein er fand sich von allen verlassen. Der Senat hatte gerechte Ursach ihn zu hassen; die Tribunen beneideten ihm seine Beliebtheit beym Volk, und vernachlässigten sich seiner Sache anzunehmen; die Menge, mit des Senats neuen Einräumungen begütigt, opferte ihn ihrer Wuth. Nachdem er also einer Menge Verbrechen, die alle auf Veränderung der Verfassung abzielten, schuldig erfun-

funden worden, ward er ungeachtet seiner mannichfaltigen wirklichen Verdienste, und ungeachtet der Vorbitte seiner Freunde und Schutzgenossen, durch eben das Volk, für dessen Glücksverbesserung er so viel gethan hatte, vom Tarpejischen Felsen hinunter gestürzt. Zu spät ward jenes seines Irrthums inne, und bedauerte seinen Vorfechter mit einem Grade von Wärme, der es desto lauter der Undankbarkeit ziehe.

Bald nach Cassius Tode drang das Volk vom neuen auf die Vollziehung des Ackergesetzes; aber mit einer seiner Weisheit unwürdigen Ausflucht hieß der Senat die Consuln sich zu einem Feldzuge wider die Aequier rüsten. Anfangs weigerte das Volk sich, Dienste zu nehmen, bis die Consuln den neuen Ausweg ersannen, alle Landhäuser der Widerspenstigen dem Erdboden gleich machen zu lassen. Dies hatte die gewünschte Wirkung; um ihre Besitzthümer vom Untergange zu retten, drängten sie sich Schaarenweise zu den Fahnen, und wurden wider den Feind geführt, den sie mit ihrem gewöhnlichen Glücke schlugen. So machten die römischen Waffen, während Zwistigkeiten das Innere des Staats zerrissen, in Italien immer neue Fortschritte; denn jener Geist der Freyheit, der beyde Partheyen beseelte, entflammte zugleich ihren Muth, und machte sie im Felde unbezwinglich. J. d. St. 274.

Fünf Jahre lang beynah' dauerte jenes listige Zaudern auf Seiten des Senats und jenes hartnäckige

Aufruhrgeschrey auf Seiten des Volks; jenen verfeslete sein Privatvortheil sowohl als das Interesse des Staats; diese trotzten auf einmal gegebene Versprechen und auf das Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit. Mitten in diesen Unruhen erlitten die Römer unter dem Consul Virginius von den Hetruriern eine wichtige Niederlage, und wiewohl Fabius ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kam, so streifte der Feind doch bey seinem Rückzuge bis an die Mauern Roms. Dies vergrößerte die Spaltungen der Krieger, indem der Senat sein Versprechen noch immer unerfüllt ließ, und das Volk Dienste zu nehmen sich weigerte. In solcher Verlegenheit erbot sich das Geschlecht der Fabier, an der Spitze von etwa viertausend seiner Vasallen und Schutzgenossen, die Marken des römischen Gebietes allein zu vertheidigen. An der Grenze des feindlichen Landes baueten sie eine Festung, aus welcher sie unaufhörlich Streifzüge machten, und sich mit der Beute bereicherten. Alle geringfügige Verhandlungen, alle unbedeutende Gefechte, welche die Kriege Roms mit den benachbarten kleinen Staaten begleiteten, hier aufzuzählen, verbeut die Kürze dieses Werks. Es sey genug zu sagen, daß sie gemeiniglich mit einerley günstigem Erfolge endeten, mit der Demüthigung des Feindes und mit der Erweiterung des römischen Gebietes. Die Fabier wurden jedoch von ihrem bisherigen guten Glücke verlassen. Alle, bis auf Einen Mann, wurden in einem

Hinterhalte, den die Vejer ihnen legten, niedergehauen, und jener Eine ward der zweyte Stifter eines Geschlechts, das dem Staat in der Folge eben so wichtige Dienste leistete, als es ihm vor dieser schrecklichen Katastrophe geleistet hatte.

Während Roms Gebiet anwuchs, mitten in diesen Zeitn des Krieges und der bürgerlichen Unruhen, ward auch die Zahl seiner Bürger immer beträchtlicher. In der Aufzählung dieses Jahres fand man ihrer hundert und eilftausend Männer, fähig die Waffen zu tragen, ohne dreymal so viel Weiber, Kinder und Sklaven. Dieser Zuwachs eines größtentheils gewerblosen Volks vergrößerte natürlicher Weise die Unruhen. Jedes Jahr erzeugte irgend einen neuen Span zwischen den kämpfenden Ständen. Das Volk, das itzt die Wahl seiner Obrigkeiten in Händen hatte, war weder einsichtsvoll noch ehrlich genug, um fähige Männer auszukiesen, und kaum legte ein Consul sein Amt nieder, den die Menge nicht in der Folge der Lässigkeit oder der Ungeschicklichkeit beschuldigte. Auf diese Weise ward es auch dem Menenius, ihrem Consul zur Last gelegt, daß er den Untergang der Fabier nicht gehindert habe; er war allerdings ein unerfahrner Feldherr, aber des Verbrechens, das man ihm zur Last legte, doch durchaus unschuldig. Doch dieses half ihm nichts. Er ward um etwa dreyßig Thaler unsers Geldes gebüßet, eine Summe, die, wiewohl nach heutiger Würdi-

gung so gering, er zu bezahlen nicht im Stande war, und daher mit Verwünschungen der Ungerechtigkeit und Uudankbarkeit seiner Mitbürger sich in sein Haus verschloß und dort zu Tode hungerte.

Auch im folgenden Jahre wurden die beyden vorjährigen Consuln, Manlius und Fabius, von den Tribunen vor das Volk geladen. Das Ackergesetz war noch immer der große Zankapfel, und daß jene die Erfüllung desselben unverantwortlicherweise aufgeschoben hätten, war das Verbrechen, dessen diese sie beschuldigten. Die nehmliche Beharrlichkeit Einer, und der nehmliche Starrsinn Andererseits verursachte eine neue Gährung, und drohete einer der beyden Partheyen den gänzlichen Untergang, als der Tribun Genutius, der das Gesetz wieder zur Sprache gebracht hatte, wiewohl ohne einige Merkmale von Gewaltthätigkeit, in seinem Bette todt gefunden wurde. Dieser Umstand, der den Argwohn des Volks hätte erregen müssen, beunruhigte dessen Aberglauben. Es begann zu glauben, daß es die Götter wider sich hätte, und äußerte einige Neigung, zu seiner alten Unterwürfigkeit zurück zu kehren. Um diese günstige Stimmung zu nutzen, unternahmen die Consuln sogleich neue Werbungen. Durch Feldzüge die gährenden Säfte des Volks abzuzapfen, war die herrschende Staatsklugheit der Zeiten. Schon hatten die Consuln, von der Höhe ihrer Tribunale herab und mit ihren Lictoren umringt, eine große

Anzahl Bürger angezeichnet, als sie zu einem Centurio, Nahmens Volero, kamen, welcher sich weigerte, als Gemeiner eingetragen zu werden und den sie sogleich zu entkleiden und zu stäupen befahlen. Eine so unbesonnene Strenge entflammte nicht nur des Volks Unwillen aufs neue, sondern veranlaßte in der Folge einen neuen Zwist über die Macht der Consuln und die Vorrechte des Volks. Der Gefangene ward von der Menge gerettet. Die obrigkeitlichen Personen wurden fortgejagt, und zur Vollendung ihrer Kränkung ward Volero zu Einem der Volkstribunen erwählt.

Höchst bedenklich schien die Erhöhung dieses Demagonen für die Patricier. Nicht nur war er entschlossen, das Ackergesetz, sondern auch ein anderes durchzusetzen, kraft dessen das Volk seine Stimme nach Stämmen und nicht nach Curien oder Centurien geben sollte. Für die Gewalt der Patricier ein zweyter Todesstoß; denn so wie diese, wenn das Volk nach Centurien stimmte, gänzlich Meister des Zwistes waren, und wenn es nach Curien, die aus den Klassen der Stadteinwohner bestanden, stimmte, ebenfalls vermöge der Menge ihrer Schutzgenossen die Stimmenmehrheit auf ihrer Seite hatten, so war nach diesem System, nach welchem alle freye Männer Roms, aus welchen Gegenden ihres Gebietes sie immer kommen mochten, berechtigt seyn sollten, ihre einzelne eben so vollgültige Stimmen zu geben,

als

als diejenige des ersten Senators, all ihr Einfluß gänzlich verloren, und nichts blieb ihnen übrig, als ein bloßes leidentliches Verhalten. Nicht zu verwundern war es demnach, wenn ein solches Gesetz eben so lauten Widerspruch beym Senat, als die feurigste Unterstützung auf Seiten des Volks fand.

J. d. St. 282. Appius Claudius, dermaliger Consul, ein Sohn des vorigen Appius, war, vermöge einer Art angeerbten Volkshasses in diesem Zwist einer der Vorfechter. In einer der öffentlichen Versammlungen widersetzte er sich den Absichten der Tribunen mit so vielem Eifer und stellte den Geist der Unruhe, mit dem diese Demagogen beseelt waren, in ein so helles Licht, daß sie ihm die Versammlung zu räumen, und als er dessen sich weigerte, ihn ins Gefängniß zu werfen befohlen.

Eine solche Anmaßung empörte alle gegenwärtige Senatoren; sie ergriffen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und so wie das Volk vorhin die Senatoren zurück getrieben hatte, so ward es itzt von den Patriciern auseinander gesprengt. Dies war die Losung zu allgemeinem Aufruhr. Steine, Fackeln, jedes Gewehr, das die Wuth an einem Orte, wo die Bürger nie Waffen führten, nur erhaschen konnte, wurde wider einander gebraucht. Aber Quintius, der zweyte Consul, ein Mann von friedfertiger und sanfter Gemüthart, warf sich mitten zwischen die Kämpfer, bat diese, drohete jenen, und schied die

Strei-

Streitenden für diese Nacht. Aber mit anbrechendem Tage begann der Tumult wüthender denn jemalen. Appius that mit allem ihm angebornen Trotz an der Spitze seiner Schutzgenossen und anderer junger Patricier den Angriff. Der Tribun Lectorius aber bemächtichte sich mit einem Theil des niedrigsten Volks des Kapitols, und befestigte sich in demselben, entschlossen, wie es schien, das Aeußerste zu erwarten. Das Betragen des Volks schien itzt weit gefährlicher, als bey jenem Auszug auf den verwünschten Berg. Damalen waren die Empörer in einiger Entfernung von Rom, itzt aber recht im Herzen der Stadt. Die Stillung auch dieses Tumultes war dem Quintius aufbehalten, der durch sanfte Vorstellung das Volk bewegte, das Gesetz noch einmal vor den Senat bringen zu lassen. Dieser ehrwürdige Körper beschloß nach einigen Berathschlagungen, die wohl mehr eine Wirkung der Förmlichkeit als wirklicher Ungewißheit waren, dem Volk und den Tribunen zu Willen zu seyn, und das Gesetz unverzüglich zu genehmigen. Alle Stände bewilligten es itzt, und die Staatsbedienten wurden hinfort von den Zünften gewählet. So ließ das Volk den Patriciern allmälig nichts als den Schatten der Gewalt übrig, und auch dessen war die Menge, die itzt die Kuust zusammen zu halten gelernt hatten, sie zu berauben entschlossen.

Appius, wie von einem solchen Character zu ge-

gewärtigen steht, war weit entfernt, diesen neuen Beweis von des Senats Nachgiebigkeit zu billigen; er behandelte das Volk mit einer Verachtung, die mehr Wirkung der Gewohnheit als der Vernunft zu seyn schien, und ergoß sich aufs bitterste wider die Kleinmuth des Senats. Seine Gesinnungen waren dem Volke kein Geheimniß, es erwartete nur eine Gelegenheit ihm seine Empfindlichkeit zu zeigen, und diese fand sich, als Appius zum Feldherrn wider die Volscer ernannt wurde. Die Volscer hatten wie gewöhnlich in die unbewachten Gegenden Roms Einfälle gethan, und Appius, erwählter Feldherr, fand nun für die unbiegsame Strenge seiner Gemüthsart freyen Spielraum. Die römische Kriegszucht, die schon vorhin aufs mildeste gesprochen, strenge war, ward durch seine Pünktlichkeit beynah' unerträglich. Nur mit Widerwillen gehorchten die Soldaten einem Feldherrn, den sie haßten, und dieses gab seiner Härte neue Nahrung. Des Mannes Strengigkeit gieng so weit, daß sie mehr für geflissentliche Nachgierde als für heilsame Züchtigung ansahen, und sie erwarteten nur den Feind, um sich nicht an seiner Person, sondern an seinem Ruhme zu rächen. Der Feind erschien, und die Römer flohen. Er führte sie ins Lager, um eine Rede an sie zu halten, und sie weigerten sich ihn anzuhören. Er ließ zum Rückzuge blasen, aber statt einer regelmäßigen Retirade nahm das ganze Corps die Flucht. Endlich gelang

es ihm, den noch übrigen Theil seiner Macht in einem befestigten Lager in Sicherheit zu bringen. Hier stellte er sie in Reih' und Glieder, warf ihnen ihre Feigheit vor und gab der Nachwelt einen auffallenden Beweis von der Strenge der römischen Disciplin und der Größe des kriegerischen Gehorsams. Zuerst befahl er alle Centurionen, die geflohen waren oder die Glieder verlassen hatten, zu geißeln und zu enthaupten; dann rückte er den Gemeinen die Niederträchtigkeit vor, mit der sie die Waffen weggeworfen hatten, ließ jeden zehnten Mann durch das Loos ausheben und in Gegenwart seiner zitternden Gefährten hinrichten. Krieger, die in Friedenszeiten so brennenden Freiheitseifer, und im Felde gegen ihre Befehlshaber so unbedingte Unterwürfigkeit äußerten, waren geschaffen die Welt zu erobern. Appius blieb jedoch dieser seiner Strenge halber nicht lange unbefehdet; denn als einige Zeit nachher die Tribunen mit neuem Ungestüm auf das Ackergesetz drangen, und er auf seinem Widerstand beharrte, setzten sie ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volk erscheinen, und wegen gefahrlicher Anschläge auf die öffentliche Freyheit sich verantworten sollte. Appius erschien, aber nicht wie gewöhnlich in der Stellung und Kleidung eines Flehenden, sondern mit einer Zuversicht, die nur der vorläufig gefaßte feste Entschluß zu sterben ihm einflößen konnte. Die Tribunen, die seine Unschuld zu einleuchtend fanden, um ihn verurtheilen

zu

zu können, verschoben das Verhör auf einen andern Tag; er kam ihnen aber durch den Selbstmord zuvor, eine Sitte, die um diese Zeit anfieng in Rom sehr gemein zu werden.

J. d. St. 292. Appius Tod, und einige Feldzüge oder vielmehr Streifereyen, welche die Römer ins Gebiet der Volscer machten, dämpften den Eifer des Volks für die Einführung des Ackergesetzes eine Zeitlang. Nicht lange jedoch, so fiengen die Tribunen neue Streitigkeiten an. Itzt hatten sie sogar die Frechheit zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, sondern auch an der Regierung des Gemeinwesens Antheil haben, und daß ein Codex geschriebener Gesetze gesammlet werden müsse, darinnen der Bezirk seiner Pflichten aufs genaueste abgesteckt wäre. Die Patricier widersetzten sich dieser neuen Zumuthung mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Unter Anführung des Cäso eines Sohnes des Quintus Cincinnatus, eines durch Heldenmuth und Sitteneinfalt gleich merkwürdigen Mannes, jagten sie den lärmenden Pöbel vom Forum hinunter. Um andere von ähnlicher Kühnheit abzuschrecken, beschlossen sie, an dem jungen Patricier ein Beyspiel zu statuiren, und beschieden ihn an einem bestimmten Tage vors Volk. Als der Sohn eines Mannes, der beyden Partheyen gleich ehrwürdig war, ward er mit solcher Gelindigkeit behandelt, daß man ihm Bürgen zu stellen erlaubte. Er stellte

sie,

sie, entfloh aber nach Etrurien. Zur Entschädigung der Bürgen sah der alte Cincinnatus sich genöthiget, beynahe sein ganzes Vermögen zu veräußern. Nichts blieb ihm übrig, als ein kleines Gehöft am jenseitigen Ufer der Tiber, das er mit seiner Gattin bezog, und wo er im eigenhändigen Anbau seiner wenigen Aecker, und im Genusse selbst erzielter Früchte ein zufriedenes Leben führte. Die Tribunen ließen sich jedoch an Cäsons Verbannung nicht genügen. Vom neuen brachten sie das Ackergesetz in Anregung, und sprengten sogar aus, daß die Patricier ihnen nach dem Leben ständen. Durch diese Erfindung hofften sie den Senat zum Nachgeben zu zwingen; allein die einzige leicht abzusehende Wirkung desselben waren neue Volkstumulte und wachsende Erbitterung auf beyden Theilen.

In diesem Zustande allgemeiner Gährung und Zerrüttung war Rom im Begriff in die Hände eines auswärtigen Feindes zu fallen. Herdonius, ein Sabiner, ein Mann von kühlem Geist und großer Ehrsucht, entwarf einen Plan, die Stadt während ihrer innerlichen Erschütterungen zu erobern und zu plündern. Zu diesem Ende sammlete er aus seinen zahlreichen Sklaven und Schutzgenossen ein Heer von viertausend Mann, das er zur Nachtzeit auf Flößen die Tiber hinunter schiffte. Mit Erstaunen sah das Volk bey Tagesanbruch das Capitol, die Festung Roms, im Besitz eines auswärtigen Feindes. In

diesem entscheidenden Augenblicke bot Herdonius alle seine Beredsamkeit auf, um die Krieger von den niedrigen Ständen und die Sklaven zu bewegen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Diesen verhies er die Freyheit, jenen reichliche Belohnung und Beute. Die Tribunen blieben bey der dringenden Gefahr ganz kaltblütig. Weit entfernt, das Volk zu Ergreifung der Waffen zu ermuntern, riethen sie ihm vielmehr aus allen Kräften, nicht eher zu fechten, bis die Patricier sich durch einen Eid verbindlich gemacht hätten, zehn Männer zu Redaction der Gesetze zu ernennen, und das Volk an allem künftigen Zuwachse des Staatsvermögens gleichen Theil nehmen zu lassen. So streng diese Bedingungen auch waren, so zwang die Noth der Zeiten die Consuln dennoch sie einzugehn; Valerius war einer derselben, an der Spitze der nächsten Besten rückte er aufs Capitol an. Mir nach! rief er unaufhörlich auf seinem Zuge: mir nach, wer sein Vaterland zu retten wünscht! Ein zahlreicher Haufe sammlete sich um ihn. Mit diesem griff er das Capitol an, eroberte es mit Sturm, blieb aber in dem Angriff. Herdonius tödtete sich selbst, die Sklaven starben von Henkershänden, und die übrigen wurden Kriegsgefangene.

Frey von auswärtigen Befehdungen war die Stadt es keinesweges von innerm Zwiste. Die Tribunen erinnerten den noch übrigen Consul an sein

Ver=

Versprechen, allein das Ackergesetz scheint ein Punkt gewesen zu seyn, an dessen Einräumung die Patricier nicht denken konnten. Nach einer Menge Ausflüchte und Entschuldigungen sah der Consul sich endlich zu einer entscheidenden Antwort genöthigt, und sagte, da beyde Consuln jenes Versprechen geleistet hätten, so könne er als einzelner Mann nichts thun. Sogleich ward die Versammlung zur Wahl eines zweyten Consuls berufen. Um nun dem Volk alle Hoffnung zu Erfüllung seines Wunsches zu benehmen, erkohr der Senat jenen Quintus Cincinnatus, dessen Sohn ihnen neuerdings so gehässig gewesen war. Cincinnatus hatte, wie bereits ist erzählet worden, seit einiger Zeit aller Theilnehmung an den Staatsgeschäften entsagt, und sich auf sein kleines Landgut zurück gezogen, wo die Abgeordneten des Senates ihn in der Kleidung eines ärmlichen Bauers beym Pfluge fanden. Die Feyerlichkeit, mit welcher sie ihn begrüßten, und die Pracht der Kleider, die sie ihm brachten, rührte ihn sehr wenig, vielmehr bedauerte er, da sie ihm den Willen des Senats erzählten, daß der Senat seiner bedürfe. Von Natur empfänglicher für die Reitze eines stillen Landlebens als für den Glanz der Würden, wandte er sich an die Gehülfin seiner Arbeiten, und, meine theure Attilia, sagt' er, indem die Boten ihn hinwegführten, ich fürchte, unser kleines Feld wird dieses Jahr unbesäet bleiben. Nach einem zärtlichen Abschiede eilte

er in die Stadt, die von Zwiespalt und Partheysucht loderte. Dieser neue Consul war jedoch entschlossen, sich zu keiner der beyden Partheyen zu schlagen, sondern durch strenge Aufmerksamkeit auf das Beste des Staats, wenn nicht das Vertrauen einer Faction, doch die Achtung von beyden zu erzwingen. Theils durch Drohungen, theils durch wohlangebrachte Höflichkeiten bewegte er die Tribunen, ihr Gesetz für eine Zeitlang ruhen zu lassen. Staatsklüglich that er als wenn die Bürger, die das Capitol wieder erobert hatten, ihm durch ihren Eid noch immer verhaftet wären, und drohete ihnen im Fall des Ungehorsams mit einem Winterlager, dessen sie durchaus ungewohnt waren; hierdurch schreckte er die Tribunen so sehr, daß sie auf ihr Gesetz unter der Bedingung Verzicht leisteten, daß er jenen Winterzug gleichfalls unterlassen möchte. Kurz, er wußte sich während seiner Amtsführung mit einem Eifer, einer Mäßigung und einer Gerechtigkeit zu benehmen, daß das Volk des Bedürfnisses neuer Gesetze zu vergessen, und der Senat zu wünschen schien, daß ihm das Consulat gelassen würde. Er aber hatte kaum dem Volke jene Ruhe wieder gegeben, die der Lieblingswunsch seines eigenen Herzens war, als er Würde und Schimmer niederlegte und mit gedoppeltem Eifer zu seiner ländlichen Wohnung zurückeilte.

J. d. St. 295. Aber noch nicht lange hatte er die Süssigkeiten der Ruhe geschmeckt, als

ein neues Staatsbedürfniß seinen Beystand noch einmal erforderte. Die Aequier und Volscer, die, wiewohl immer geschlagen, dennoch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle ins römische Gebiet. Minutius, einer der Nachfolger des Cincinnatus im Consulat ward ihnen entgegen geschickt. Allein seine natürliche Furchtsamkeit dämpfte das Verlangen zu siegen, und belebte die Besorgniß, besiegt zu werden, so sehr in ihm, daß er sich endlich in eine Enge zwischen zween Bergen einklemmen ließ, aus welchen kein anderer Ausweg war, als ein einziger mitten durch den Feind; aber auch diesen hatten die Aequier aufs sorgfältigste befestigt, und den rings umzingelten Römern blieb nichts übrig als Unterwerfung, Hunger, oder augenblicklicher Tod. Einige Reuter, welche Mittel fanden, sich durch das feindliche Lager durchzuschleichen, waren die ersten, die diese Zeitung von diesem Unfall nach Rom brachten. Groß war die Bestürzung der Stände und Orden; der Senat richtete anfangs sein Augenmerk auf den andern Consul; da er aber von seiner Geschicklichkeit noch keine Proben abgelegt hatte, so lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf Cincinnatus, der einzige Mann, auf welchen Rom in dieser Verlegenheit sein Vertrauen gründen konnte, ward wie das vorigemal von den Botschaftern des Senates auf seinem kleinen Acker gefunden, den er mit heiterer Arbeitsamkeit bestellte. Nicht ohne einiges Erstaunen sah er

die

die Zeichen der höchsten Gewalt, mit welchen die Abgeordneten ihn bekleideten. Er gehorchte dem Ruf des Vaterlandes jedoch ohne Weigern. Unter dem Zujauchzen des Volks und der Begleitung der Senatoren, die ihm vors Thor entgegen gekommen waren, hielt er seinen einfach erhabenen Einzug in die Stadt, in welcher er auf der Stelle einen Beweis ablegte, wie wenig die neuerhaltne Würde die Einfalt und Unbestechlichkeit seines Betragens ändern könne. Als er nehmlich itzt einen Befehlshaber der Reuterey wählen mußte, so erkohr er zu diesem wichtigen Platze einen sehr armen Mann, Nahmens Tarquitius, welcher so wie er den Reichthum verachtete, wenn er nur mit Schande zu erkaufen war. Tarquitius war von Patricischer Herkunft, allein ohngeachtet seiner Tapferkeit hatt' er nie so viel Geld zusammenbringen können, um sich ein Pferd zu kaufen, und daher bis itzt unter den Fußgängern gefochten, williger, seinem Vaterlande auf der niedrigsten Stufe, als überall nicht zu dienen. So ruhete die Rettung eines ganzen Landes itzt auf einem gemeinen Krieger, der unter den Hefen des Heeres hervorgezogen wurde. Beym Eintritt in der Stadt bat der Dictator mit freundlicher Majestät alle waffenfähige Männer, sich vor Sonnenuntergang mit den nöthigen Waffen und Lebensmitteln auf fünf Tage, auf dem Marsfelde, dem gewöhnlichen Schauplatz der Werbungen einzufinden. An der Spitze

die-

dieses Haufens that er die Nacht hindurch einen raschen Zug, und langte bey Tagesanbruch im Angesicht des Feindes an. Mit einem Feldgeschrey hieß er diesen begrüßen, und dem eingeschlossenen Heer zugleich das Zeichen des Entsatzes geben. Die Aequier erstaunten nicht wenig, sich mit einmal zwischen zwey Heeren zu sehen; aber noch mehr erschracken sie, als Cincinnatus sie eben so unentrinnbar einschloß, als sie den Consul eingeschlossen hielten. Um dies zu verhüten, erfolgte ein blutiges Gefechte, aber angegriffen auf beyden Seiten, und unfähig zu widerstehen, oder zu fliehen, baten die Aequier bald um einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen sie gänzlich dem Dictator überließen. Er schenkte ihnen das Leben; doch nöthigte er sie durchs Joch zu gehen, — ein galgenartiges Gerüste, das aus zween in die Erde gespießten, und einem queer darüber gelegten Speere bestand, unter welchem die Besiegten durchgehen mußten. Die Feldherrn und Hauptleute machte er zu Kriegsgefangenen, und bestimmte sie zur Zierde seines Triumphes. Die Beute des feindlichen Lagers überließ er gänzlich seinen eigenen Soldaten, ohne das Geringste für sich zu behalten, oder zu erlauben, daß auch das befreyete Heer daran Theil nehmen dürfe. Nachdem er solcher Gestalt ein römisches Heer vom unvermeidlichen Untergange gerettet, einen mächtigen Feind geschlagen, seine Stadt erobert und befestigt, und zur Fülle seines Ruhmes allen Antheil an der Beute abgelehnet

hatte, entsagte er der Dictatur, die er kaum vierzehn Tage verwaltet hatte, und eilte zu seiner ländlichen Hütte zurück, verschmähend alle Anerbietungen seines dankbaren Vaterlandes, zufrieden mit seiner Mäßigkeit und seinem Ruhm.

J. d. St. 296. Im folgenden Jahre beschlossen die Aequier ihren verlohrnen Ruhm wieder herzustellen. Vom neuen rückten sie ins Feld, und nahmen ihre Stadt wieder ein. Zu Rom sollte ein Heer wider sie aufgebracht werden, aber die Tribunen verboten dem Volk sich anwerben zu lassen. Dennoch drängte die Noth; und da die Menge sich dessen weigerte, so beschlossen die Senatoren an der Spitze ihrer Anhänger und Schutzverwandten ins Feld zu ziehen. Dieser Anblick rührte die Menge. Männer mit grauen Häuptern und ehrwürdigen Mienen, Männer, die so lang als die Väter des Staats waren, betrachtet worden, mit langsamen und schwerfälligem Schritt einem Feind entgegenwanken zu sehen, welchem zu begegnen die jungen und frischen sich geweigert hatten, war ihnen unerträglich. Trotz ihrer Aufwiegler erboten sie sich zu marschieren, und verlangten keine andere Belohnung, als daß die Zahl ihrer Tribunen von fünf zu zehn erhöhet werden möchte. Eine solche Maasregel schien einigen Senatoren eine Vervielfältigung ihrer geschworensten Feinde, aber Cincinnatus sah tiefer; er versicherte sie, daß gerade diese Vervielfältigung das sicherste Mittel

wäre,

wäre, ihre Macht zu schwächen; leichter müsse es seyn, von so vielen einige zu gewinnen, da doch schon einer hinreiche, um die Entschlüsse aller übrigen zu vereiteln. Ueberzeugt durch diese Gründe, trat der Senat seiner Meynung bey, und um seine Einwilligung als eine große Gefälligkeit geltend zu machen, erklärte er den Tribunen, daß er nach vielen Berathschlagungen für dienlich befunden habe, ihre Bitte zu gewähren.

Für eine Weile schien das Volk itzt befriedigt. Allein in weniger denn Jahresfrist, griffen die Tribunen mit vereinigter Gewalt stärker, denn jemalen, um sich und wagten aus eigenem Antrib sogar den Senat zu berufen. Sie verlangten auch, daß der Aventinische Berg, der bisher ungenutzt gelegen hatte, dem Volk zum Anbau angewiesen werden solle. Voll Hofnung, daß dies ein Mittel seyn möchte, die Unruhen wegen des Ackergesetzes zu ersticken, gestand der Senat nach heftigem Widerspruch dieses Ansinnen zu. Allein er irrte sich. Die Tribunen traten bald mit neuen Klagen und neuen Anmaßungen auf, und die Streitigkeiten gediehen zu solcher Höhe, daß gemeiniglich Schläge, und nicht Worte die Berathschlagungen beschlossen. Zu einem solchen Gipfel von Dreistigkeit verstiegen diese Demagogen sich, daß sie sogar den Consuln einen Tag setzten, wo sie vor dem Volk erscheinen sollten. Nach kühlerer Ueberlegung hielten sie es jedoch für rathsam von dieser stol-

zen Zumuthung abzustehen, drangen aber mit unnachläßlichem Ungestüm auf Erfüllung des agrarischen Gesetzes. Ein Tag ward angesetzt, an dem dies wichtige Geschäft verhandelt werden sollte. — Alle Stände des Staats versammleten sich, um entweder ihre Stimmen zu geben oder ihre Meynung zu sagen. Die Tribunen redeten ausführlich über die Billigkeit eines solchen Gesetzes; verschiedene vom Volk erzählten, welche Dienste sie geleistet, und welche geringfügige Belohnungen sie empfangen hätten; die Zuhörer neigten sich auf die Seite des Gesetzes, und dies Hinneigen ward völlige Entschiedenheit, als Sicilius Dentatus, ein Plebejer von ziemlichem Alter, aber bewundernswürdiger Leibesstärke und anerkannter Tapferkeit, auftrat und seine Beschwerden und Verdienste herrechnete. Dieser alte Krieger entblödete sich nicht, die Thaten seiner Jugend zu erzählen; denn Eigenlob ward hier durch wahres Verdienst geadelt. Vierzig Jahr hatt' er in den Kriegen des Staats gedient: ihrer dreyßig war er in Aemtern gewesen; erst Centurio, dann Tribun; hundert und zwanzig Schlachten hatt' er gefochten, und in ihnen durch die Stärke seines Arms eine Menge Leben gerettet; vierzehn Bürger-, drey Mauern-, und acht goldne Kronen hatt' er gewonnen, außer drey und achtzig Ketten, sechzig Armbänder, achtzehn vergoldete Speere, und drey und zwanzig Roßgeschmeide, deren neune er im offenen Zweykampf

dem

dem Feind abgenommen hatte; dazu trug er die Narben von fünf und vierzig Wunden alle vorn am Leibe, unter denen zwölf, die er an dem einzigen Tage, da das Capitol wieder erobert worden, erhalten hatte. Dies waren seine Ansprüche; gleichwohl hätte er nie den geringsten Antheil an den Ländereyen empfangen, die dem Feinde waren abgenommen worden; in Armuth und Dunkelheit hätt' er sein thatenreiches Leben hingeschleppt, während andere, ohne einiges Verdienst, ohne die geringste Mitwirkung zu ihrer Eroberung, die nehmlichen Ländereyen besätzen, die seine Tapferkeit gewonnen hätte. Ein so schreyendes Beyspiel von Ungerechtigkeiten wirkte nachdrücklich auf die Menge; einmüthig verlangten sie, daß das Gesetz gegeben, und ein solches Verdienst nicht unbelohnt bleiben sollte. Umsonst standen verschiedene Senatoren auf, um dawider zu reden; ihre Stimmen wurden von dem Geschrey des Volkes übertäubet. Als Gründe daher kein Gehör mehr fanden, schritt man, wie gewöhnlich zu Thätlichkeiten. Die jungen Patricier stürzten ins Gedränge, zerbrachen die Urnen zum Stimmeneinsammlen, und zerstreuten den Pöbel, der sich ihnen widersetzen wollte. Dafür wurden sie von den Tribunen zwar um Geld gestraft, dennoch wirkte ihre Entschlossenheit so viel, daß das Ackergesetz für diesmal noch nicht durchgieng.

In der Regel mußten immer erst auswärtige Händel den innern Unruhen Roms ein Ende machen.

Dies war auch itzt der Fall. Die Aequier streiften bis nahe an die Stadt, und gaben dadurch dem Staate gewissermaßen den Frieden wieder. In diesem Kriege erfocht Sicinius Dentatus, jener Veteran, der das Volk mit so vielem Feuer haranguirt hatte, größere Ehre, als die Consuln, die den Sieg gewonnen. Befehligt, auf verlohren hin! den Feind von einer Seite anzugreifen, deren Unzugänglichkeit er kannte, that er anfangs gegen das Mißliche und Verzweifelte eines solchen Wagestücks die gehörigen Vorstellungen; als der Consul ihm aber Feigheit vorrückte, stellte er sich an die Spitze seiner kleinen Schaar, entschlossen, durch seinen Tod ein Beyspiel des Gehorsams zu geben, wie sein ganzes Leben ein Muster der seltensten Tapferkeit gewesen war. Das Glück war ihm jedoch günstiger, als er erwartete. Er entdeckte einen Zugang in des Feindes Lager, den der Consul nicht wahrgenommen hatte, führte seine Veteranen drauf los, und während das ganze Heer den Feind auf der einen Seite beschäftigte, grif er das Lager auf der andern mit solchem Nachdruck an, daß die Römer einen vollkommenen Sieg erhielten. Ueberzeugt jedoch, daß er zu diesem gefährlichen Geschäft erwählt geworden war, bloß um sich Tod oder Schande zuzuziehen, hatte Dentatus nach seiner Rückkunft Einfluß genug, den Consul des Triumphs zu berauben, sich zum Tribun wählen zu lassen, und ein Gesetz durchzusetzen, vermöge dessen

jede

jede obrigkeitliche Person wegen mißgebrauchter Gewalt zu Rechenschaft gezogen und die Consuln insonderheit wegen ihres Betragens gegen ihn um Geld gestraft werden sollten. So verminderte das Glück und die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patricier mit jedem Jahre. Ihre Vorrechte waren beynah' schon alle hingewelkt, und auch ihr Eigenthum, diese Frucht vieljähriger Arbeiten, schwankte auf einer so mißlichen Kippe, daß der geringste Stoß der Volkseifersucht es nothwendig zu Boden werfen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Von der Wahl der Decemvirn bis zu Erlöschung dieser Würde.

J. d. St. 302. Sechzig Jahre beynahe war der römische Staat zwischen den zwey kämpfenden Ständen, aus denen er bestand, hin und her geworfen worden, als endlich beyde Partheyen des Kampfes müde und geneigt schienen, von den unaufhörlichen Anstrengungen ihrer beyderseitigen Kräfte auszuruhen. Das Ackergesetz schlummerte, und alle Erbitterung, die dasselbe veranlaßt hatte, schien vertobt zu seyn. Allein es war von jeher das Loos der Menschheit, daß mit dem Zuwachs ihrer Besitzthümer auch ihre Wünsche und Begierden wachsen. Dem zufolge fiengen die Bürger aller Klassen itzt an, über die willkührlichen Entscheidungen ihrer Obern zu klagen, und die Entwerfung eines Gesetzbuches zu verlangen, welches allgemein bekannt, sowohl zu Verhütung der Verbrechen, als zu bestimmter Bestrafung derselben dienen könne. Der Senat, als der da hoffte, daß ein solches Gesetz den Erschütterungen, die den Staat bisher zerrüttet hatten, ein Ende machen würde, gab diesem Wunsch des Volks seinen Beyfall. Es ward beschlossen, daß Gesandte nach den griechischen Städten

ten in Italien und nach Athen geschickt werden, und diejenigen Gesetze, die die Erfahrung als die billigsten und nützlichsten bewährt hätte, von dannen mit nach Hause bringen sollten. Drey Senatoren, Posthumius, Sulpicius und Manlius, wurden zu diesem Zwecke gewählt, und Galeeren wurden ausgerüstet, um sie auf eine der Majestät des römischen Volks würdige Art zu geleiten. Während diese sich im Auslande aufhielten, ward die Stadt von einer Pest verheeret, die die Aufmerksamkeit des Volks mit andern und ängstlichern Sorgen beschäftigte, als die Erwartung ihrer Heimkunft veranlassen konnte. Binnen Jahresfrist hörte die Seuche auf, und kamen auch die Gesandten wieder, versehn mit einer Anzahl Gesetze die sie in den gesitteten Städten Griechenlands und Italiens aufgefunden hatten, und diese Sammlung war es, die anfangs in zehn Tafeln vertheilt und in der Folge mit zwey neuen vermehret, jenen berühmten Kodex der zwölf Tafeln bildete, von welchen noch verschiedene Bruchstücke bis auf unsre Zeiten gekommen sind.

Kaum waren die Gesandten zurück gekommen, als die Tribunen forderten, daß eine Gesellschaft Männer gewählt würde, um die Gesetze zu ordnen, abzufassen und in Gang zu bringen. Nach langen Streitigkeiten, ob die Auswahl nicht aus dem Volke sowohl als aus den Patriciern gemacht werden müßte, beschloß man endlich, daß zehn der vornehmsten

Se=

Senatoren gewählt und auf ein Jahrlang mit einer Macht versehen werden sollten, die der Macht der Könige und Consuln gleich, und über alles Einreden und Appelliren erhaben wäre; alle Obrigkeiten sollten ihre Aemter niederlegen, bis die Gesetze über sie das gehörige verordnet hätten, und mittlerweile sollten die zehn Gesetzgeber die Pflichten derselben handhaben, und sowohl des Ansehens als der äußerlichen Zeichen dieser auf eine Zeitlang unterbrochnen Würden genießen. Die gewählten Personen waren Appius und Genutius, die für das folgende Jahr zu Consuln erwählt worden waren, Posthumius, Sulpicius und Manlius, die drey Gesandten, Sextus und Romulus, die vorigen Consuln, nebst Julius, Veturius und Horatius, Senatoren vom vornehmsten Range. So ward die ganze Verfassung mit einemmal umgewandelt, und man begann den mißlichen Versuch, ein Volk nach Gesetzen zu regieren, die ursprünglich für Nationen von andern Sitten, Sprachen und Gebräuchen gegeben waren.

Nachdem die Decemvirn mit der höchsten Gewalt waren bekleidet worden, beschlossen sie, wechselsweise und jeder seinen Tag das Ruder des Staats zu führen. Sie beschlossen ferner, um allem Neide auszuweichen, daß nur derjenige, der die jeweilige Macht in Händen hätte, auch den Pomp derselben führen, die übrigen sich aber bloß durch Begleitung

eines

eines unbedeutenden Bedienten, den man Accensus nannte, von dem Haufen unterscheiden sollten.

Das Neue dieser Einrichtung schien dem Volke höchlich zu behagen. Auch zeigten die Decemvirn sich des allgemeinen Zutrauens nicht unwürdig. Appius insonderheit wußte die Gunst des Volks in hohem Grade zu gewinnen. Seine Mäßigung, seine Leutseligkeit, seine republikanischen Aeußerungen machten das Volk seiner Voreltern und jener Zeit vergessen, wo sie vor dem Nahmen Appius zitterten. — Im ersten Jahre arbeiteten die Decemvirn mit anhaltendem Fleiße. Sie hatten nicht nur unter einem Gewirre griechischer Verordnungen und Gesetze eine Auswahl zu treffen, sondern mußten sie sich auch durch einen Epheser Nahmens Hermodorus verdollmetschen lassen, weil sie selbst die Landessprache nicht kannten, ein Beweis, wie wenig die Römer um diese Zeit in den Künsten der Verfeinerung fortgeschritten waren. Nichts destoweniger schufen sie zuletzt, theils aus den mitgebrachten griechischen Gesetzen, theils aus den Verordnungen ihrer Könige, eine Art von Ganzen, welches unter zehn Titel vertheilt war. Diese wurden vom Volk genehmiget, in eherne Tafeln gegraben, und auf den öffentlichsten Theil des Marktes den Augen aller bloßgestellt.

Nach Endigung der Arbeit hoffte man, die Decemvirn würden ihr Amt im Frieden niederlegen; allein sie hatten einmal die Süssigkeit der höchsten Gewalt

walt gekostet, und schienen wenig geneigt sie wieder fahren zu lassen. Unter dem Vorwande, daß zur Vollendung ihres Werkes noch einige Gesetze fehlten, baten sie den Senat um Verlängerung ihrer Würde, und dieser Staatskörper bewilligte sie. Die Wahl der Personen war der nächste Gegenstand des öffentlichen Erwägens. Appius, von geheimen Durst nach unumschränktem Ansehn brennend, stellte sich als sey er der Beschwerden seines Amtes überdrüssig, und als wünschte er einen geschickten Nachfolger. Nichts destoweniger ließ er unter der Hand alle ihm bewußte Triebräder spielen, um sich der Gunst des Volks, und wenns zur Wahl käme, ihrer Stimmen zu versichern. Alles gieng wie ers eingefädelt hatte. Mit Erstaunen sahen seine Collegen ihn am bestimmten Tage an der Spitze aller derer, die sich um die Würde bewarben, und stärker noch erstaunten sie, als sie ihn von einer großen Mehrheit der schwindelnden Menge, die seinen Ehrgeitz für Liebe gegen das gemeine Wesen ansahn, gewählt fanden. Auch seine Freunde wurden vermittelst seiner vollgültigen Empfehlung gewählt. Fabius, Cornelius, Servilius, Minutius, Antonius und Rabulius, lauter Patricier, Petillius, Oppius und Duellius, welche Plebejer waren, bildeten das zweyte Decemvirat. Letztere waren durch Appius Einfluß aus dem Volk erkohren worden, indem dieser schlaue Mann, um bey dem Pöbel

bel sich noch stärker einzuschmeicheln, bemerkte, daß es Recht und billig sey, daß das Volk an Abfassung von Gesetzen Theil nehme, durch welche es dereinst regieret werden sollte.

Kaum sah' Appius in seiner Würde sich wieder eingesetzt, als er seine einzige Angelegenheit seyn ließ, sie fürchterlich und immerwährend zu machen. Er berief seine Gehülfen, und da diese durchgehends seine Kreaturen waren, eröffnete er ihnen ohne Rückhalt seine Absicht, die Macht, die sie in Besitz genommen, nie wieder abzulegen. Schon vorläufig unterrichtet, traten sie seinem Vorschlage einmüthig bey und verbanden sich durch die feuerlichsten Gelübde, einander nie zu verlassen, ihre Autorität nie aufzugeben, und von der Meinung des Senats und Volks nur im äussersten Nothfall Gebrauch zu machen. Von nun an zeigte das Decemvirat sich also in einer ganz andern Gestalt, als im vorigen Jahre. Statt daß damalen nur ein einziger mit Ruthen und Beilen umringt gieng, so erschien itzt ein jeder mit diesen Insignien des Schreckens und der höchsten Gewalt. Statt milder, gerechter und leutseliger Obern sah das Volk itzt Ungeheuer von Raubsucht, Ausgelassenheit und Grausamkeit. Sie nutzten die Förmlichkeiten der Gerechtigkeit bloß, um eine Menge Bürger theils zum Tode zu verdammen, theils ihres Vermögens und Vaterlandes zu berauben. Kläger und Angeber mußten unter der Zahl ihrer Anhänger

auftreten, und zeugen, wie sie es ihnen geheißen hatten, und wer bey dem Gerichte etwas zu suchen hatte, durfte sich mit keinem Erfolge schmeicheln, wofern er nicht in ein strafbares Einverständniß mit den Richtern trat. So verbreitete sich allmählig eine allgemeine Verderbniß durch alle Stände des Volks, während die Guten und Weisen entweder freywillig ins Elend wanderten, oder den Verfall des Vaterlandes im Stillen beklagten.

Lange konnte jedoch eine so unrechtmäßige Gewalt nicht ohne jene Künste der Verstellung erhalten werden, zu denen auch die trotzigste Tyranney sich zu Zeiten herablassen muß. Um dem Volke zu zeigen, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht gar vergäßen, vermehrten die Decemvirn die schon vorhandenen zehn Tafeln mit zwey neuen, und vollendeten dadurch jenes gesetzliche Ganze, das unter dem Nahmen der zwölf Tafeln bekannt ist. Diese letztern enthielten unter andern ein Gesetz, das alle Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern untersagte. Auf diese Weise hofften sie den Bruch der beyden Stände noch mehr zu erweitern, und diese gegenseitige Erbitterung zu ihrem Vortheil zu nützen. Ihre Absichten waren zwar nicht schwer zu durchschauen; da die Zeit ihrer Herrschaft sich aber ihrem Ablauf näherte, so ertrug das Volk sie mit Geduld, in Hoffnung, sie nächstens von selbst zu Ende gehen zu sehen. Allein die Tyrannen legten bald ihre Larven

ab,

ab, und ohne Senat oder Volk zu befragen, beharr=ten sie noch ein zweytes Jahr im Decemvirat. Hin=fort kannte ihre Habsucht weder Maas noch Ziel; al=les, was sein Mißvergnügen zu laut äusserte, ward Opfer ihrer Rache. Alles, was etwas zu verlieren hatte, mußte auswandern oder es ihrem unersättli=chen Geitze überlassen. In diesem Zustande allge=meiner Sklaverey und gegenseitigen Mißtrauens stand auch nicht ein Bürger auf, der für die Freyheit sei=nes Vaterlandes einen Streich gewagt hätte. Ohne Einschränkung und Einrede fuhren die Tyrannen fort zu herrschen, bewacht nicht nur von ihren Lictoren, sondern auch von zahlreichen Rotten Anhänger, Schutzverwandten und selbst Patriciern, welche die gemeinschaftliche Lasterhaftigkeit mit ihnen verbunden hatte.

So traurig war die Lage des Staats als die Ae=quier und Volcser, diese hartnäckigen Feinde Roms, die innern Zerrüttungen des Volks zu nutzen beschlos=sen, ins Land fielen, und fast bis an die Thore Roms streiften. Sehr unzeitig kam dieser Krieg dem Decemvirn, die nicht die Macht hatten ein Heer an=zuwerben, und alles Sträubens ungeachtet daher itzt den Senat um Hülfe ansprechen mußten. Ihn, des=sen Rathschläge sie so lange unterbrochen hatten, be=riefen sie itzt wirklich, und Appius trug ihnen in ei=ner studierten Rede sein Anliegen vor; dann verlangte er, daß jeder, so wie er ihn aufrufen würde, seine

Mei=

Meinung sagen sollte; und als Valerius, ein Enkel des Publicola, dennoch unaufgerufen aufstand, hies er ihm sich wieder setzen; aber Valerius gehorchte nicht. — In einer heftigen Rede schilderte er die Tyranney der Decemvirn, und die Unverschämtheit, mit der sie hofften, daß der Senat, dessen Macht sie zerstöret hätten, itzt Maasregeln nehmen sollte, um ihre Verrätherey zu unterstützen. Marcus Horatius unterstützte ihn. Mit noch größerer Freymüthigkeit entwickelte er ihre schrecklichen Eingriffe in die Rechte des Vaterlandes, ihre Habsucht, Grausamkeit und Gewaltsamkeit. Appius schien diesen Reden anfangs ziemlich geduldig zuzuhören, allein zuletzt konnte seine, des Zügels seit so langer Zeit entwöhnte Leidenschaft sich nicht länger halten. Mit Heftigkeit brach er aus tobte gegen seine Widersacher, und drohete den Horatius vom tarpetischen Felsen herunterstürzen zu lassen. Wider diese unerhörte Störung der alten Freyheit ihrer Berathschlagungen protestirte der Senat aufs äusserste; er erklärte es für die größte Verletzung ihrer Freyheiten und eine unerträgliche Gewalthandlung. Der Decemvir schien sich zu besinnen, fieng an sich zu entschuldigen, sagte, er sey gar nicht Willens, die Freyheit der Verhandlungen zu beschränken; nur verdrösse ihn eine Rede, die ohne den eigentlichen Fragpunkt zu berühren, offenbar auf Erregung eines Aufruhrs berechnet sey; Er und seine Amtsgehülfen hätten vom Volk unumschränkte Gewalt empfangen,

bis

bis das große Werk der Gesetzgebung vollendet sey, bis dahin wollten sie sie in ihrem ganzen Umfang üben, und dann unweigerlich von ihrer Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen. Diese Enthüllung ihrer Absichten war deutlich genug. Der uneingenommene Theil des Senats, vornehmlich Claudius, des Appius Oheim, redete mit Verwünschung von ihrem Verfahren. Allein eine starke Parthey des Hauses, welche die Decemvirn schon vorhin gewonnen hatten, und noch andre, welche bloß ihrer Furcht Gehör gaben, zeigten sich geneigt, dem Appius in allem, was er verlangen würde, zu willfahren. Er verlangte demnach, daß er und seine Gehülfen bevollmächtiget werden möchten, das Heer, welches wider die Aequier ziehen sollte, anzuwerben und zu befehligen; und dieser Vorschlag ward augenblicklich durch einen Senatschluß bewilligt.

Itzt im Besitz der kriegerischen sowohl als bürgerlichen Macht des Staates, theilten die Decemvirn ihr Heer in drey Theile. Mit dem einen blieb Appius in der Stadt zurück, um diese in Ehrfurcht zu erhalten; die beyden andern wurden von seinen Gehülfen, das Eine wider die Aequier, das Andere wider die Volscer geführet. Nun hatten die römischen Heere jüngst das Mittel ausgefunden, Feldherrn, mit denen sie unzufrieden waren, dadurch zu züchtigen, daß sie sich schlagen ließen. Dies thaten sie auch itzt, und verließen schimpflicher Weise ihr La-

ger, sobald der Feind sich näherte. Nie war die Zeitung eines Sieges in Rom mit so großer Freude aufgenommen worden, als itzt die Zeitung ihrer Niederlage; die Feldherrn mußten, wie gewöhnlich, die Schuld der Verrätherey ihrer Leute tragen; einige verlangten, man sollte sie absetzen, andere schrieen, daß ein Dictator gewählt werden müsse, keiner aber sprach freymüthiger als der alte biedere Dentatus, damaliger Volkstribun. Mit Verachtung musterte er das Betragen der Feldherrn und zeigte alle Fehler, die sie sowohl in der Kriegszucht als im Felde gemacht hätten. Appius ermangelte nicht, die Gesinnungen des Volks zu beobachten. Dentatus insonderheit ward als Opfer seiner Rache von ihm ausgezeichnet; unter dem Schein einer besondern Ehrenbezeugung ernannt' er ihn zum Legaten, und stellte ihn an die Spitze eines neugeworbenen Haufens, welcher von Rom aus das Heer verstärken sollte. Die Würde eines Legaten wurde von den Römern als heilig betrachtet, indem sie die Autorität des Feldherrn mit der Ehrwürde des Priesterthums vereinigte. Dentatus, keine geheime Bosheit argwöhnend, eilte mit Freuden ins Lager, wo er mit allen äußerlichen Merkmalen wahrer Achtung empfangen ward. Aber bald fanden die Feldherrn Mittel, den Groll, der in ihren Adern kochte, zu befriedigen. Da Dentatus ihnen mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit entdeckt hatte, daß ihre itzige Lage nichts tauge, so schickten

sie

sie ihn an der Spitze von hundert Mann, um einen bequemeren Lagerplatz zu suchen. Diese hundert aber waren Mörder; Elende, die lange die Diener der Rachgier der Despoten gewesen waren, und sich itzt verschworen hatten, ihn zu ermorden, wiewohl mit aller Vorsicht und Verzagtheit, die der Ruf des römischen Achill, wie man ihn nannte, ihnen einflößen mußte. Voll ihrer schwarzen Absicht, führten sie ihn von der Straße ab in einen Hohlweg eines entlegenen Berges, und hier griffen sie ihn von hinten an. Dentatus, die Verrätherey der Decemvirn zu spät begreifend, beschloß, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Den Rücken an den Felsen gelehnt, empfieng er mit unverzagtem Muthe den allgemeinen Angriff der auf ihn losdringenden Mörder. Wiewohl schon alt und grau geworden, besaß er doch noch immer die Ueberbleibsel seiner alten Tapferkeit, tödtete nicht weniger denn funfzehn dieser Treulosen mit eigener Hand und verwundete ihrer dreyßig. Erstaunt über so unerhörte Tapferkeit, zogen die feigen Meuchelmörder sich eine Strecke zurück, und schossen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, die er alle mit unerschütterter Entschlossenheit auf seinem Schilde auffieng. Eine geraume Weile ward der so ungleiche Kampf mit zweifelhaftem Erfolge fortgesetzt, bis die Angreifer endlich den Einfall hatten, den Felsen, an welchen er sich lehnte, zu erklettern und von oben herab, Steine auf ihn niederzu-

wälzen. Dies gelang. Der alte Krieger erlag, nachdem er durch seinen Tod bewiesen hatte, daß ers seiner Tapferkeit und nicht seinem Glücke verdankte, wenn er so oft mit Sieg bekränzt aus den Schlachten und Feldzügen heimgekehret war. Die Decemvirn heuchelten bey dem allgemeinen Jammer um den Verlust eines solchen Mannes die innigste Theilnehmung, und ehrten sein Leichenbegängniß mit allen kriegerischen Ehrenbezeigungen; aber das Volk ermangelte nicht, ihre scheinbare Betrübniß mit ihrem allgemein bekannten Grolle zu vergleichen und verabscheuete sie um desto herzlicher. Ein zweytes noch schwärzeres Bubenstück mußte jedoch erst erfolgen, eh' die Römer sich aufrafften, ihre schändlichen Fesseln sprengten und wieder freye Männer wurden.

Appius, der noch immer zu Rom war, sah' eines Tages, als er zur Verwaltung der Gerechtigkeit auf dem Richtstuhl saß, ein Mädchen von zarter Jugend und auserlesener Schönheit in Begleitung einer alten Frau, ihrer Wärterin, sein Tribunal vorüber in eine der öffentlichen Schulen gehen. Die Reitze des Mädchens, durch alle Unschuld jungfräulicher Sittsamkeit erhöht, fesselten seine Aufmerksamkeit und entzündeten sein Herz. Am folgenden Tage sah' er sie abermal vorübergehen, fand sie schöner, denn vorhin, und beschloß seine wachsende Leidenschaft zu befriedigen, was auch die Folgen davon seyn möchten. Er erkundigte sich nach des Mädchens Nahmen

und

und Familie: sie hieß Virginia. Sie war die Tochter des Virginius, eines Centurio, der itzt im Felde war, und die Verlobte des Icilius, eines gewesenen Tribuns, der sie nach geschlossenem Feldzuge heyrathen wollte. Anfangs entschloß sich Appius, dies Bündniß zu trennen und die Jungfrau selbst zu heyrathen. Aber die Gesetze der zwölf Tafeln hatten die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern untersagt, und eine Verordnung, die er selbst gegeben hatte, zu brechen, unterstaud er sich nicht. Nichts war ihm also übrig, als der Versuch strafbaren Genusses, zu welchem er, der der Befriedigung jeder Leidenschaft seit so langer Zeit gewohnt war, sich ohne Bedenken entschloß. Nachdem er die Treue der Wärterin zu bestechen umsonst versucht hatte, nahm er seine Zuflucht zu einem noch verruchtern Mittel. Er bewog den Claudius, einen Elenden, den er lange zum Diener seiner Lüste gemißbrauchet hatte, zu behaupten, daß das schöne Mädchen seine Sklavin sey, und die Sache vor seinen Richterstuhl zur Entscheidung zu bringen. Claudius betrug sich genau nach dem empfangenen Verhaltungsbefehle. Er drang in die Schule (wo Virginia unter ihren Gefährtinnen saß), bemächtigte sich ihrer als seines Eigenthums, und wollte sie mit Gewalt fortschleppen, ward aber durch das herzueilende Volk daran gehindert. Nachdem jedoch die erste Hitze des Widerstandes vorüber war, führte er die weinende Jungfrau

frau vor den Richterstuhl des Appius, und trug seine Ansprüche mit vieler Wahrscheinlichkeit vor. Er behauptete, sie sey in seinem Hause von seiner Sklavin gebohren, und von dieser an die Frau des Virginius, die unfruchtbar gewesen, verkauft worden. Er habe verschiedene glaubwürdige Zeugen, zu Behauptung dessen was er gesagt habe; bis aber diese herbeygeschaft werden könnten, sey nichts billiger als daß die Sklavin ihm, ihrem wahren Herrn, zur Aufbewahrung ausgeliefert werde.

Appius schien von der Gerechtigkeit der Forderung getroffen. Er bemerkte, wenn der vermuthliche Vater gegenwärtig wäre, so möchte er vielleicht bewogen werden können, die Auslieferung des Mädchens eine Weile aufzuschieben; bey gegenwärtigen Umständen aber sey er nicht berechtigt, sie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er entschied daher, daß Claudius sie als Sklavin aufbewahren solle, bis Virginius im Stande wäre, sein Vaterrecht an ihr zu erweisen. Dies Urtheil ward mit lautem Geschrey und Vorwürfen von der Menge empfangen, die Weiber insonderheit umringten die schuldlose Jungfrau, als wollten sie sie vor der Wuth des Richters schützen, während ihr Liebhaber Icilius sich dem Decrete kühnlich widersetzte, und den Kläger zwang, sich unter das Richtgerüste des Decemvirs zu flüchten. Alles drohete offenbaren Aufstand, als Appius die Folgen fürchtend, für dienlich erachtete, bis zu Virginius

An=

Ankunft sein Urtheil zu verschieben, der ungefähr eilf Meilen von der Stadt beym Heere war. Der folgende Tag ward zum Verhöre bestimmt. Mittlerweile aber schrieb Appius dem Feldherrn, sich des Virginius zu versichern, da seine Ankunft in der Stadt leicht Unruhen und Aufruhr erregen dürfte. Dieser Brief ward von des Centurions Freunden aufgefangen, und ihm an dessen Statt ein ausführlicher Bericht von dem ganzen Plan übersandt, der wider seiner Tochter Freyheit und Ehre angelegt sey. Sogleich nahm Virginius unter dem Vorwande, daß ein naher Verwandter von ihm auf dem Tod liege, Urlaub und flog nach Rom, feurend von Unwillen und Rachgier. Zum äußersten Erstaunen des Appius erschien er den folgenden Tag vor dem Richterstuhl, sein weinendes Kind an der Hand führend, beyde in die tiefste Trauer gekleidet. Der Kläger Claudius war auch zugegen und begann sogleich seine Ansprüche darzulegen. Er sagte, es sey allgemein bekannt, daß die Kinder der Sklaven dem Herrn ihrer Eltern gehörten, und Virginia sey von seiner Sklavin gebohren. Immerhin, sagte er, möchte das Mitleid andere Leute zu Unterdrückung ihres Rechts verleiten; er wolle jede geringfügigere Rücksicht der Gerechtigkeit aufopfern. Dann ließ er eine von ihm bestochene Sklavin auftreten und schwören, daß sie Virginia an das Weib ihres vermeinten Vaters verkauft habe, und endigte mit der Erklärung, daß er dieses Zeugniß mit

vie=

vielen andern bekräftigen könne, wenn es nöthig wäre. Itzt redete Virginius: er stellte vor, daß seine Frau mehrere Kinder gehabt habe; daß wenn er Willens gewesen wäre, ein untergeschobenes Kind anzunehmen, er lieber einen Knaben, als ein Mädchen gewählt haben würde, daß allen bekannt sey, wie seine Gattin das Kind selbst gesäugt habe; und daß es erstaunlich sey, nach funfzehnjährigem Stillschweigen eine solche Klage zu erheben.

Während der Vater sein theurestes, was er auf Erden hatte, so mit Kraft und Nachdruck vertheidigte, stand das geängstete Mädchen zitternd neben ihm, und jeder ihrer unschuldvollen Blicke flehete Mitleid. Das Volk schien von dem rührenden Auftritte durchdrungen, und schon begann es lauter zu werden, als Appius den Eindruck fürchtend, den des Vaters Reden auf die Menge haben möchte, ihn unterbrach und erklärte, daß er von der wahren Beschaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet sey. Ja, sprach er, mein Gewissen nöthigt mich zu bekennen, daß ich selbst die Wahrheit von Claudius Angabe bezeugen kann. Die meisten von dieser Versammlung wissen, daß ich zu dieses Jünglings Vormund ernannt war; und als ein solcher erfuhr ich früh genug, daß er ein Recht an dieses junge Mädchen habe. Die Geschäfte des Staats aber, und die Zwistigkeiten des Volks haben mich gehindert, ihm gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Es

ist

ist jedoch noch nicht zu spät, und Kraft der Gewalt, die mir fürs gemeine Beste anvertrauet ist, sprech' ich hiermit Virginien ihrem Kläger als sein unstreitiges Eigenthum zu. Geht, Lictoren, zerstreuet das Volk und helft ihm, sich seiner Sklavin bemächtigen.

Gehorsam dem Befehle, trieben die Lictoren das drängende Volk ohne Mühe aus einander, bemächtigten sich Virginiens, und wollten sie schon dem Claudius überliefern, als ihr Vater, an allen ferneren Versuchen, sie zu retten, verzweifelnd, und bey dem Urtheile sich scheinbar beruhigend, den Decemvir mit weichem Ton um Erlaubniß bat derjenigen, die er so lange als seine Tochter betrachtet habe, nur noch ein Lebewohl sagen zu dürfen, da er denn mit erneuertem Eifer zu seiner Pflicht zurückeilen wolle. Diese Bitte ward zugestanden, mit der Bedingung jedoch, daß der Abschied in des Decemvirs Gegenwart genommen werden sollte. Mit sichtlich kämpfender Herzensangst nahm Virginius seine beynah' leblose Tochter in seine Arme, preßte sie eine Weile schweigend an seine Brust, trocknete die Thränen weg, die ihr holdes Antlitz niederträufelten, ergriff dann plötzlich ein Messer, das auf einem der nahen Fleischerblöcke lag; und — mein theures, mein verlohrnes Kind, rief er, dies allein kann deine Ehre und deine Freyheit retten, begrub den Dolch in ihre Brust, zog ihn wüthend heraus, hielt ihn hoch empor, und Appius, schrie

er,

er, bey diesem unschuldigen Blute weih' ich deinen Kopf den Göttern der Unterwelt. — Mit dem blutigen Messer in der Hand, und jedem, der sich ihm widersetzte, den Tod dräuend, rannte er dann durch alle Theile der Stadt, forderte mit wildem Geschrey die Bürger auf, für die Freyheit zu kämpfen, und eilte ins Lager, um auch hier die Flamme des Aufruhrs zu entzünden.

Kaum war er, von einer Anzahl Freunde begleitet, hier angekommen, als er, noch immer mit dem blutigen Messer in der Hand, dem Heer erzählte, was er gethan habe. Sie und die Götter bat er wegen einer so raschen That um Vergebung, eine That, die jedoch der fürchterliche Drang der Zeiten rechtfertigte. Bey dem Blute, das ihm theurer sey als das seinige, beschwor er sie, ihr sinkendes Vaterland zu retten. Kein Eid, erklärte er, könne sie an Männer binden, die alle Usurpatoren wären, und auf keine wirkliche Gewalt Ansprüche machen könnten. Das schon vorhin wider seine Anführer eingenommene Heer jauchzte ihm stürmischen Beyfall zu, brach den Augenblick das Lager ab, und eilte mit Zurücklassung seiner Gewaltiger noch einmal den Berg zu besetzen, auf den es sich vor vierzig Jahren geflüchtet hatte. Das Gerücht dieses Schrittes verbreitete sich im Kurzen auch bey dem andern Heer, welches gegen die Sabiner stand, und ganze Geschwa-

der

der desselben rissen aus, um sich mit ihren Mitkriegern zu vereinigen.

Appius that mitlerweile sein Aeußerstes, um die Unruhen in der Stadt zu dämpfen. Da er dies aber unmöglich, und überdies seine tödtlichsten Feinde Valerius und Horatius an der Spitze seiner Widersacher fand, so war er anfangs Willens sich durch die Flucht zu retten; auf Zureden seines Gehülfen Oppius wagt ers jedoch den Senat zusammen zu berufen, und auf Bestrafung der Rebellen zu dringen. Allein der Senat war weit entfernt, ihm den Schutz, den er suchte, angedeihen zu lassen: zitternd vor der Gefahr und dem Elende, die den Staat, im Falle er sich dem zürnenden Heer widersetzte, bedrohete, fertigte er einen Boten an dasselbe ab, und ließ ihm die Wiederherstellung der alten Verfassung anbieten. Mit Freuden empfieng das Volk diesen Antrag. Das Heer gehorchte auf der Stelle, und kehrte nach Rom zurück, wenn nicht mit dem Gepränge, doch wenigstens mit dem Jubel eines triumphirenden Einzuges.

Ein solches Ende nahm das Decemvirat nach einer Dauer von nicht voll drey Jahren. Ich habe das Gemählde dieser Staatsverfassung mit denen Farben entworfen, die die römischen Geschichtschreiber dazu gerieben haben; Farben, die freylich oft zu grell, und den wirklichen Thatsachen nicht hinlänglich angemessen scheinen. Man muß gestehen, daß wenn irgend ein Theil der römischen Geschichte mit

Par=

Partheylichkeit geschrieben worden, es dieser zu seyn scheint. Die Beschuldigungen von Grausamkeit und Habsucht, die man den Decemvirn zur Last legt, sind bis auf einen oder zwey Fälle, bloß allgemein; und diese einen oder zwey scheinen für jene Beschuldigungen nicht hinlänglich Gewähr zu leisten. Die Grenzen, die ich bey diesem Werke mir abgesteckt habe, sind jedoch zu enge, als daß ich mich hier in Untersuchung ihrer Wahrhaftigkeit einlassen könnte. Auch scheint es weiser, in einem so späten Zeitalter die Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber auf Glauben anzunehmen, als mit Anmaßung eines seltenen Scharfblicks Zeugnisse bezweifeln zu wollen, denen man Jahrtausende hindurch Glauben beygemessen hat. So viel dürfte zu bemerken nicht überflüssig seyn, daß die Gesetze, welche von diesen Männern promulgirt worden, allgemeinen Beyfall erhalten, und daß sie nicht nur in den folgenden Zeitaltern Roms, sondern auch überall in Europa bis auf den heutigen Tag unter den Rechtsgelehrten ihr Ansehn behauptet haben.

Dreyzehntes Kapitel.

Von Abschaffung des Decemvirats, bis zu Roms Verbrennung durch die Gallier.

Befreyt von einem Joche, das es sich J.d.St.304. selbst aufgebürdet hatte, wählte das Volk den Valerius und Horatius zu Consuln des noch übrigen Theils des Jahres, und Virginius und Icilius zu Tribunen. Die Bestrafung der Decemvirn war das erste Augenmerk dieser ganz plebejisch gesinnten Obrigkeiten. Appius ward ein Tag angesetzt, an dem er wegen Hochverraths und Mords sich verantworten sollte. Auch Oppius, nächst ihm der strafbarste, ward vorgeladen. Aber beyde wußten zu gut, wie wenig Gnade sie sowohl von ihren Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als auch vom Volk, dessen Unwillen sie auf so vielfältige Weise gereitzt hatten, erwarten dürften, und kamen einer Wuth, der zu widerstehen sie nicht hoffen konnten, durch einen freywilligen Tod zuvor. Die acht andern wanderten in ein freywilliges Elend. Claudius, Virginiens vorgeblicher Gebieter ward verbannt. So verfolgte die Wuth der Tribunen diese Unglücklichen, und schien selbst durch deren Untergang noch nicht besänftigt. Schon beeiferten sie sich, diejenigen, die sie um ihrer Grausamkeit willen zerschmettert hatten,

in gewaltthätigen Handlungen zu übertreffen, schon zitterte der Senat, der so viele seiner Mitbürger zum Verderben ausgezeichnet sahe; als glücklicher Weise Duillius, ebenfalls ein Tribun, aber von mildern Sitten als seine Gehülfen, ihre Furcht durch die Erklärung beschwichtigte: daß kein Blut mehr bey dieser Gelegenheit vergossen werden sollte, daß Virginiens Tod sattsam gerochen sey, und daß er alle weitere Untersuchungen in dieser Hinsicht untersage.

Dies beruhigte den Senat gewissermaßen für diesmal; aber er fand bald Ursache zu neuen Besorgnissen. Die beyden Consuln schienen das Interesse der Patricier aufgegeben zu haben, und mit den Tribunen in die Wette, nur auf Befriedigung der Volkswünsche zu sinnen. Sie bewirkten ein Gesetz, Kraft dessen jeder noch so niedriger und unbedeutender Plebejer für seine eigene Person in allen Wahlen und Berathschlagungen mit dem angesehensten Patricier völlig gleichen Einfluß haben sollte: der letzte Streich, durch welchen das Bischen noch übrigen Unterschiedes zwischen Adel und Unadel aufgehoben wurde. Ein dem Ansehn des erstern so tödtliches Gesetz mußte natürlicher Weise in diesem das Verlangen hervorrufen, sich an Männern zu rächen, die bloß ihren eigenen Einfluß auf Kosten des ganzen Körpers zu vergrößern suchten; die Gelegenheit dazu fand sich gar bald. Auf einem Feldzuge wider die Aequier und Sabiner gewannen die Consuln einen vollkommenen Sieg,

und

und forderten nach ihrer Heimkunft einen Triumph, dieser ward ihnen vom Senat hartnäckig abgeschlagen. Unwillig appellirten die Consuln ans Volk, beklagten vor dessen Richterstuhl sich bitterlich über die Ungerechtigkeiten des Senats, und erzwangen ein Gesetz, nach welchem die Befugniß Triumphe zuzuerkennen, in der Folge auf dem Volk allein beruhen solle. So fuhren die beyden Stände des Staats unaufhörlich fort, mit einander zu kämpfen. Die Patricier wurden nicht müde den Schatten von Vorrang, den man ihnen noch übrig gelassen hatte, zu vertheidigen; und das Volk machte unaufhörlich neue Forderungen, gerade als ob sein Heißhunger durch jedes Nahrungsmittel, womit man ihn zu stopfen suchte, nur neue Kräfte gewönne.

Es konnte nicht fehlen, daß so ununterbrochene innere Zerrüttungen die Kräfte des Staats aufzehren, und seinen auswärtigen Feinden neuen Muth machen mußten. Noch immer dauerte der Krieg mit den Aequiern und Volscern; verschiedene Jahre hinter einander wurden den Römern allerley unbedeutende Vortheile abgewonnen, zuletzt aber ward der Feind so dreust, daß er bis an die Mauern Roms streifte. Jedoch nicht blos der Muth der Römer, auch ihre andern Tugenden, hauptsächlich ihre Gerechtigkeit schien durch ihre innere Streitigkeiten gelitten zu haben. Ardea und Dericia, zwo benachbarte Städte, verunwilligten sich um einige Ländereyen,

auf

auf welche beyde Ansprüche machten. Unfähig sich zu vergleichen, bezogen sie sich auf Roms Senat und Volk. Jener, in dem noch einige Funken des altväterlichen Edelmuthes glommen, weigerte sich den Zwist zu entscheiden. Dieses ergriff ihn mit Eifer; ein alter Mann, Nahmens Scaptius, behauptete, daß gerade diese Länderereyen den Römern zugehörten; sogleich erklärten diese sich für die rechtmäßigen Besitzer, und schickten die streitenden Partheyen voll knirschenden Gefühls ihrer Thorheit und Ohnmacht, und der römischen Ungerechtigkeit zu Hause.

Immer weiter griffen die Tribunen um sich. Sie die sich einmal in einige Zweige der Staatsverwaltung gedrängt hatten, waren nicht zufrieden zu stellen, bis sie an allen Theil gewonnen hatten. In dieser Hinsicht brachten sie zwey neue Gesetze in Vorschlag; eines, kraft dessen es den Plebejern erlaubt seyn sollte, sich mit den Patriciern zu verschwägern; das andere, kraft dessen auch das Consulat ihnen offen stehen sollte. Die Senatoren beantworteten diese Vorschläge mit ihrem gewöhnlichen Unwillen. Eher beschlossen sie, das äußerste über sich ergehen zu lassen, als so schmachvollen Zumuthungen sich zu unterwerfen. Da sie aber nur zu bald inne wurden, daß all ihr Widerstand bloß diente, die Unruhen im Senat zu vergrößern und zu verewigen; so gaben sie zu dem Gesetz über die Ehen ihre Einwilligung, in Hoffnung, daß diese Einräumung das Volk zufrie-

frieden stellen würde. Er befriedigte sie wirklich, aber nur auf eine sehr kurze Zeit; die Herannäherung eines Feindes gab ihnen Gelegenheit, ihren gewöhnlichen Kunstgriff, die Verweigerung aller Kriegsdienste wieder in Uebung zu bringen, und die Consuln waren gezwungen, über die Lage der Zeiten mit den vornehmsten Senatoren eine Privatzusammenkunft zu halten. Hier schlug Claudius nach langen Rathschlägen einen Ausweg vor, der ihm bey gegenwärtigen Umständen am fähigsten schien, das Volk zu befriedigen. Dieser Ausweg bestand darin, daß man das Consulat durch Wegwerfung desselben an die Plebejer zwar nicht besudeln, dagegen aber sechs oder acht neue obrigkeitliche Personen mit Consularischer Gewalt erwählen sollte, unter denen die Hälfte Plebejer wären. Im Grunde war dieser Vorschlag ein sehr armseliger Behelf, und gewährte dem Volk wirklich alles was es verlangte; dennoch fand er allgemeinen Beyfall. Damit es jedoch nicht scheinen möchte, als ob irgend etwas vorläufig von ihnen verabredet worden wäre, so wurden sie eins, daß die Consuln bey der nächsten Senatsitzung zuerst die jüngern Senatoren um ihre Meinung fragen sollten, statt daß es sonst gewöhnlich war, zuerst die älteren zu fragen. Dies geschah'. Der Senat versammlete sich; die Tribunen beschuldigten die Consuln heimlicher Zusammenkünfte und Anzettelungen wider das Beste des Volks. Die Consuln betheuerten ihre Un-

schuld, und riefen zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit die jungen Mitglieder des Hauses zuerst auf, ihre Meinung vorzutragen. Da diese aber stille schwiegen, fiengen einige der älteren Senatoren, die als Volksfreunde bekannt waren, an, zu äußern, daß man dem Volk willfahren müsse; daß niemand ein geziemenderes Recht auf Macht und Ansehen habe, als diejenigen, die die Werkzeuge wären, sie zu gewinnen und zu behaupten; und daß der Staat nicht eher frey genannt werden könne, bis allgemeine Gleichheit in ihm herrsche.

Der getroffenen Abrede zufolge redete itzt Claudius. Wiewohl im Herzen sehr geneigt, die Aeußerung seiner Vorgänger zu unterstützen, ergoß er sich dennoch in bittere Schmachreden wider das Volk, und stimmte am Ende wider das Gesetz. — Schon stürmten und tobten die Plebejer, als Genutius auftrat, Volk und Senat einen Mittelweg einzuschlagen rieth, und verabredeter Maßen den Vorschlag that, für das nächste Jahr sechs obrigkeitliche Personen mit Consularischer Gewalt zur Hälfte aus dem Senat und zur Hälfte aus dem Volk zu wählen, da man denn nach Ablauf ihrer Regierungsfrist sehen würde, ob die neue Einrichtung beybehalten oder das Consulat wieder hergestellt werden solle. — Dieser Vorschlag ward von der neuerungslustigen Menge mit Beyfall angenommen. Jedem Plebejer ward erlaubt, sich um die neue Würde zu bewerben. Allein

lein so wenig einstimmig ist die Menge mit sich selbst, daß, wiewohl ihrer viele sich zu dem Amte meldeten, dennoch keiner desselben würdig geachtet wurde, sondern die Wahl lediglich die Patricier getroffen hatte, die sich als Mitbewerber dem Volke darstellten.

Auf diese Weise erhielt das Volk, dem Veränderung immer Verbesserung däucht, gewissermaßen seinen Willen. Die neuen Gewalthaber erhielten den Nahmen der Kriegstribunen; anfangs waren ihrer nur drey, in der Folge aber ward ihre Zahl bis zu vieren und zuletzt bis zu sechsen vermehrt. Sie hatten die Macht und führten die Insignien der Consuln; in so fern ihre Gewalt aber zwischen mehrere vertheilt war, war das Ansehen jedes Einzelnen geringer. Die ersten, so gewählt wurden, behielten ihre Würden nicht länger als drey Wochen, indem die Augurn an den Ceremonien ihrer Wahl etwas auszusetzen fanden.

Nach Entsetzung der Kriegstribunen wurden wieder Consuln gewählt. Um jedoch diesen die Last der Geschäfte, die auf ihren Schultern ruhete, einigermaßen zu erleichtern, ward eine neue Würde errichtet; die Censur nehmlich, die alle fünf Jahr erneuert wurde. Das Geschäfte des Censors war, die Zahl und das Vermögen der Einwohner zu schätzen, das Leben und die Sitten der Bürger zu beobachten, Senatoren übler Aufführung halber zu entsetzen, Rittern ihre Rosse zu nehmen, und Plebejer aus ihren

Triben in niedere herabzusetzen, wenn sie eine schlechte Lebensart führten. Die beyden ersten Censorn waren Papirius und Sempronius, beyde Patricier, wie denn auch die Censur die ersten hundert Jahre lediglich in diesem Orden blieb.

Die Stiftung dieser Würde diente, dem Staat auf eine Zeitlang seinen Frieden wieder zu geben; und ein Triumph, den der Consul Geganius um diese Zeit über die Volscer erfocht, gewährte der allgemeinen Zufriedenheit, die dermalen im Volke herrschte, einen neuen Zuwachs. So wie die Griechen einen Sieg in den olympischen Spielen als den höchsten Gipfel des Glanzes betrachteten, den ein Sterblicher erklimmen könne, so war ein Triumph die allerhöchste Ehre, wovon ein Römer einen Begriff hatte. Für ihn fochten ihre Feldherrn nicht weniger, als für das Beste des Staats, und auch das Volk verlohr, während eines solchen Schauspiels das Gefühl alles Elends, im Mitgenuß der Herrlichkeit seines Vaterlandes.

Jedoch auch diese Stille war nicht von Dauer. Eine Hungersnoth folgte, deren Schuld die Armen, wie gewöhnlich, den schwelgenden Reichen beymaßen, und als ihr Murren unwirksam blieb, neue Tumulte begannen. Den Consuln ward zur Last gelegt, daß sie die Stadt nicht beyzeiten mit hinlänglichem Vorrathe versorgt hatten. Im Bewußtseyn ihrer Unschuld verachteten sie jedoch die Verleumdung

des

des Pöbels, und bemüheten sich der dringenden Noth aufs Beste abzuhelfen. Allein, wiewohl sie alles thaten, was von thätigen Obrigkeiten zu erwarten steht, so wurden sie in ihrem wohlthätigen Geschäfte doch vom Spurius Mälius, einem reichen Ritter, der alles Korn Toskaniens aufgekauft hatte, bey weitem übertroffen. Dieser Demagoge, der den Erschütterungen des Staats bisher ruhig zugesehn hatte, nährte ein geheimes Verlangen, sich vermittelst der Spaltungen desselben emporzuschwingen. Zu dem Ende vertheilte er Tag für Tag so viel Korn unter die dürftigen Volksklassen, daß sein Haus endlich der Sammelplatz aller Taugenichts, Faullenzer und solcher Menschen ward, die gegen ein müßiges Sklavenleben gerne die Arbeitsamkeit der Freyheit umgetauscht hätten. Nachdem er sich einer hinlänglichen Parthey versichert zu haben glaubte, ließ er eine große Menge Waffen kaufen, und Nachts in seine Wohnung bringen; sodann zettelte er eine Verschwörung an, vermittelst welcher er das Haupt des Staats werden, und verschiedene Tribunen, die er zu gewinnen Mittel gefunden hatte, nächst ihm auf den Trümmern der Freyheit emporsteigen sollten. Minutius, dem gerade die Versorgung des Volks oblag, entdeckte den Anschlag bald, der wider die Freyheit entworfen war, und eilte den Senat davon zu benachrichtigen. Auf der Stelle beschloß man einen Dictator zu wählen, der, ohne das Volk befragen

zu dürfen, die Verschwörung unterdrücken könnte. Cincinnatus, damals schon achtzig Jahr alt, ward noch einmal aufgefordert, um sein Vaterland von der drohenden Gefahr zu befreyen. Er ließ den Verräther sogleich vor seinen Richterstuhl fordern. Dieser, auf den Beystand der Menge trotzend, weigerte sich zu erscheinen. Cincinnatus schickte den Ahala, seinen Magister Equitum zu ihm, um ihn mit Gewalt zu holen, als aber Mälius auch diesem zu folgen sich hartnäckig weigerte, tödtete ihn Ahala auf der Stelle. Der Dictator billigte die rasche That seines Abgeordneten, und befahl die Güter des Verbrechers zu verkaufen, sein Haus nieder zu reißen, und seinen Kornvorrath unter das Volk zu vertheilen.

Die Volkstribunen waren über Mälius Tod nicht wenig aufgebracht. Um den Senat einigermaßen dafür zu züchtigen, drangen sie darauf, daß bey der nächsten Wahl nicht Consuln, sondern Kriegstribunen erwählt würden. Der Senat mußte sich dies gefallen lassen. Allein wiewohl auch den Plebejern der Zugang zu dieser Würde offen stand, so wurden dennoch, wie das vorigemal, drey Patricier gewählt. Im folgenden Jahr stellte man die alte Verfassung wieder her, und wählte wieder Consuln.

Während diesen Zwistigkeiten ermangelten die Vejer und Volscer nicht ihre alten Streifereyen zu wiederholen, und selbst die Bundsgenossen Roms begannen in ihrer Treue zu wanken. Fidenä, eine alte

alte Pflanzstadt der Römer fiel ab, und verband sich mit Tolumnius, dem Könige der Vejer. Noch strafbarer aber ermordeten sie die Gesandten, die von Rom abgeordnet wurden, um ihnen über ihre Untreue Vorstellungen zu machen. Um so unerhörter Bosheit mit auszeichnender Rache zu vergelten, ward ein Dictator ernannt, und die Wahl fiel auf Mamertius Aemilius. Die Vejer wurden geschlagen, ihr König blieb und Aemilius kehrte mit aller Pracht des Triumphs, die diesmal durch die fette Beute eines erschlagenen Königs erhöht wurde, nach Rom zurück.

Man sollte glauben, daß der Senat und die Consuln mit ihrem eigenen Ansehn itzt nicht das mindeste mehr hätten durchsetzen können; denn schon im folgenden Jahr finden wir wieder einen Dictator, um sich einem angedrohten Bündniß aller Vejischen Nationen zu widersetzen. Servius Priscus war es, der diesmal die hohe Würde bediente. — Auch das nächste Jahr ward ein Dictator gewählt, Aemilius Priscus nehmlich, der diese Würde nur jüngst bekleidet hatte. Da dieser außerhalb Hauses nichts zu thun fand, machte er sich ein Geschäft daheim, und verkürzte die Dauer der Censur, die vorhin auf acht Jahr bestimmt war, bis zu einem und einem halben. Dafür ward er nach Niederlegung seines Amtes von den Censoren gebüßt und herabgesetzt. Auch dem Volk schien diese Maasregel zu mißfallen,

und das nächstemal wurden statt der Consuln Kriegstribunen gewählt. Vier Jahr nachher wählte man wieder Consuln, und da die Aequier mit einem Einfall droheten, einen Dictator, Posthumius Tubero, der sein Regiment mit einem Triumph endigte. Nach abermal vier Jahren wählte die wankelmüthige Menge wieder Kriegstribunen, und da diese unglücklich fochten, ward Aemilius zum drittenmal zum Dictator erkohren, und gewann einen zweyten Triumph. Zwey Jahr nach einander regierten wieder Kriegstribunen, dann Consuln, dann wieder Tribunen, so daß der Staat funfzehn Jahr lang zwischen den verschiedenen Ständen hin und her schwankte. Wenig wichtiges geschah' während dieser Zeit, weder auswärts noch daheime. Der Senat schien all sein Ansehn verloren zu haben, und das Volk alle seine kriegerische Tugend. Jener, der den Reichthum des Staats besaß, schien geneigt alle seine Vorrechte aufzugeben, um nur sein Eigenthum vor dem Ackergesetz zu sichern. Dieses verschwendete so viele Zeit mit dem Anhören seiner redseligen Tribunen, daß es arm, grämlich und aufsätzig ward. So oft ein Feind sich näherte, ward die Gefahr entweder durch die Furcht oder wirkliche Schwäche des Staats dergestalt vergrößert, daß nur das verzweifelte Mittel der Dictatorwahl für hinreichend gehalten ward, ihr zu widerstehen. Zehnmal finden wir in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, daß das

Volk Freyheit, Leben und Eigenthum einem einzelnen Bürger anvertrauet habe, und seine Sicherheit nur dessen Tugenden verdankte. So ward nach Aemilius Abgang Servilius Priscus zum viertenmal gewählt, und nach ihm Cornelius Cossus. Solche unbeschränkte Gewalthaber leisteten freylich ihr Gutes. Sie stellten Kriegszucht in der Armee und Ruhe im Staat wieder her, aber mit Gefahr alles dessen, was das Leben Köstliches hat, war beydes doch zu theuer erkauft. Itzt zwar ward man der schädlichen Folgen eines so ungebundenen Machtbesitzes noch nicht inne; vielmehr freuete sich der Senat aus seinem Mittel eine Obrigkeit wählen zu sehn, die das Volk in Ehrfurcht erhielt; und die Menge ihrerseits wetteiferte einem Feldherrn zu folgen und zu gehorchen, der sie zur Eroberung und Plünderung führte; denn die Dictatoren pflegten, um sich beym Volk beliebt zu machen, den Raub der Ueberwundenen gänzlich unter die Sieger auszutheilen. So schien die Plünderung von Anxur, einer den Volscern abgenommenen Stadt, neues Leben unter die Menge zu verbreiten, was jedoch nicht länger dauerte, als die vorübergehende Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

In diesem Zustande der Verwirrung beharrte Rom eine geraume Weile; die Partheysucht ward täglich stärker, die Regierung schwächer. Immer weiter öffneten die Tribunen den Riß zwischen den verschiedenen Ständen des Staats, und immer wei-

ter trieben sie jene Ausgelassenheit, die sie Freyheit nannten. Zuletzt verfiel der Senat jedoch auf einen Ausweg, der seine Macht nicht wenig mehrte, und dem Volke höchlich gefiel, zugleich aber einen Beweis abgab, wie sehr die Römer von ihrer ursprünglichen Tugend ausgeartet waren. Bis itzt hatten die Bürger, die zu Felde zogen, die Schlachten ihres Vaterlandes ohne Belohnung geschlagen; sie waren Ackersleute und Krieger. Die nehmlichen Hände, die in einer Jahreszeit das Schwert führten, führten in der andern den Pflug, und nicht nur mit Waffen mußten sie sich auf ihre eigene Kosten versorgen, sondern auch mit Vorrath während des Feldzuges. Sie ertrugen diese Beschwerlichkeiten jedoch ohne Murren, indem die Hoffnung der Beute, und die Ehre im Triumph zurück zu kommen, von ihnen als reichlicher Ersatz betrachtet wurde. Dennoch geschah' es nicht selten, daß wenn der Feldzug einmal von längerer Dauer war, ihre kleinen Ländereyen unbestellt blieben, und sie selbst den Rest des Jahres in der äußersten Dürftigkeit schmachten mußten. Daher eben wurden sie genöthigt Schulden zu machen, und daher entsprangen jene mannigfaltige Erpressungen, jener übertriebene Wucher, jene grausamen Plackereyen, mit welchen die Schuldner das Volk unterdrückten. Um so vielen Uebeln vorzubeugen, beschloß der Senat einmüthig, das Heer aus dem öffentlichen Schatz zu besolden: und eine Steuer ward

zu

zu dem Ende eingeführt, von welcher kein Bürger ausgenommen war. Diese Einrichtung gab der römischen Sitte Krieg zu führen gewissermaßen einen ganz neuen Schwung. Was bisher nur den Nahmen von Streifereyen verdiente, ward itzt regelmäßiger ausdaurender Feldzug. Der Senat durfte von den Tribunen nicht erst Erlaubniß erbitten, ein Heer anwerben zu dürfen, indem das Volk seiner Belohnung gewiß, sich wetteifernd zu den Fahnen drängte. Unbeschreiblich war daher ihre Freude bey dieser Gelegenheit. Sie umringten das Senathaus, sie erboten sich den Vätern des Vaterlandes zu folgen, wohin sie sie führen würden, und versprachen nie wieder zu murren.

So mit dem Volke ausgesöhnt, und eines Heeres Herr geworden, das er so lang es ihm gut däuchte, im Felde behalten konnte, beschloß der Senat, an den Vejern blutige Rache zu nehnem, und selbst ihre Hauptstadt zu belagern, sollte auch Rom über dem dreusten Unternehmen in Gefahr gerathen. Die Stadt Veji war lang ein blühender starker und furchtbarer Ort gewesen. Sie lag auf einem Felsen und war mit entschlossenen und zahlreichen Vertheidigern versehn. Die Regierungsform, die sonst republikanisch gewesen, hatte sich neuerdings in eine monarchische umgewandelt, und diese Veränderuug, die den Bundsgenossen nicht gelegen war, trug ohne Zweifel dazu bey, daß diese die Hauptstadt von dem rö=

römischen Heer so geduldig einschließen sahen. Die Römer ihrerseits hatten Ursach genug über Veji zu zürnen. Lang' war dieser Ort Roms Mitbuhlerin gewesen, immer hatten die Vejer während der innern Zwistigkeiten die Stadt mit ihren Einfällen beunruhigt, und die Gesandten, die sich darüber beschweren sollten, gewöhnlich mit Mißhandlungen zurückgeschickt. Itzt also schien es beschlossen, daß Veji, es koste was es wolle, fallen sollte, und die Römer, einen langen und muthigen Widerstand erwartend, schlugen ein regelmäßiges Lager vor der Stadt auf. Die Stärke der Stadt ist aus der Länge der Belagerung abzunehmen, die nicht weniger denn zehn Jahre dauerte, während welcher das Heer ununterbrochen um die Stadt gelagert blieb, des Winters unter Gezelten von Thierfellen lag, und des Sommers die Belagerungsoperationen fortsetzte. Abwechselnd war der Erfolg, und viele waren der Befehlshaber, die die Belagerung leiteten. Bisweilen wurden alle Werke der Belagerer zerstört, und ganze Schaaren durch Ausfälle der Belagerten niedergehauen, bisweilen wurden sie von Vejischen Hülfsvölkern angegriffen, die dem Orte von außen beyzustehen versuchten. Eine so hartnäckige Belagerung schien durch das unaufhörliche Bedürfniß frischer Verstärkungen Rom selbst allmälig zu entvölkern, so daß ein Gesetz gemacht werden mußte, daß ledige Mannspersonen die Weiber der Gebliebenen heyrathen sollten.

Auch

Auch die Volkstribunen ermangelten nicht, diese große Unternehmung durch unaufhörliches Murren und schlaue Erregung innerer Unruhen zu erschweren. Sie tadelten die Befehlshaber, untersagten die Eintreibung der Steuern, mit welchen das Heer bezahlt werden sollte, und um die Verlegenheit des Senats zu vermehren, brachten sie sogar das beynah' vergessene Ackergesetz wieder zur Sprache.

So viel Uneinigkeit auf Seiten der Römer, und so viel Hartnäckigkeit auf Seiten Veji's, ermangelten nicht die feurigen Erwartungen des Senats darnieder zu schlagen. Sie zitterten vor den Folgen so vieles verschwendeten Blutes und verschleuderter Schätze, im Fall die Belagerung fehl schlüge. Entschlossen jedoch vor Aufgebung ihres Lieblingsplanes noch einen Hauptversuch zu wagen, ernannten sie den Furius Camillus zum Dictator und übertrugen ihm die unbeschränkte Führung dieses so lang ausgesponnenen Krieges. Camillus war ein Mann, der ohne Kabalen oder Zudringlichkeit sich zu den höchsten Würden emporgeschwungen hatte. Er war Censor gewesen, und war von jedermann als die Hauptperson in diesem Kollegio betrachtet worden. Dann war er Kriegstribun gewordeu, und hatte in dieser Würde manche wichtige Vortheile über den Feind erfochten. Der Tapferkeit und den Fähigkeiten, die er in diesen beyden Posten gezeiget hatte, verdankte ers, daß man ihn bey dieser dringenden Gelegenheit hervorzog, um

die

die Ehre seines Vaterlandes zu retten. Seine Wahl war kaum bekannt geworden, als das Volk schaarenweise herbeyströmte; überzeugt, daß es ihm unter einem so erfahrnen Anführer an Sieg und Beute nicht fehlen würde. Camillus rückte sogleich ins Feld, schlug die Fidenater, eine der kleinen Völkerschaften, die sich wider Rom verschworen hatten, mit großem Blutvergießen, zwang die Capenater um Frieden zu bitten, und nachdem er solchergestalt des Feldes sich bemeistert hatte, zog er alle seine Macht zusammen und rückte vor Veji. Mit Nachdruck fieng er sogleich die Belagerungsoperationen wieder an. Da er aber bald einsah', daß die Stadt mit Sturm nicht einzunehmen sey, ließ er mit ungeheurer Arbeit heimlich Minen graben, die sich mitten in der Festung öffneten. Itzt des Erfolges sicher, und überzeugt, daß die Stadt nicht zu retten sey, schickte er Boten nach Rom, und ließ alle, die an Veji's Beute Theil nehmen wollten, auffordern, unverzüglich ins Lager zu kommen. Itzt öffnete sich die Mine. Von außen drang Camillus heran, und zum Erstaunen der Belagerten, die den Augenblick vorher noch in stolzer Sicherheit geschlafen hatten, war die Stadt in einem Nu voll Feinde. So ward Veji einem zweyten Troja ähnlich, nach zehnjähriger Belagerung erobert, und bereicherte seine Sieger mit Beute. — Während Camillus, trunken von dem Ruhme, die Nebenbuhlerin seiner Vaterstadt unterjocht zu haben, seinen sieg-

pran-

prangenden Einzug zu Rom in einem Triumphwagen hielt, der von vier milchweißen Rossen gezogen wurde, eine Auszeichnung, die der größte Theil der Zuschauer ihm nicht wenig übel nahm, da weiße Rosse als etwas heiliges betrachtet wurden, und sich mehr für Götter als für Feldherrn zu schicken schienen.

Allein nicht lange nachher glaubte das Volk sich zu noch größerem Mißvergnügen berechtigt. Die Tribunen hatten vorgeschlagen, daß Senat und Volk in zwey Theile getheilt werden möchten, deren einer in Rom bleiben, der andere aber nach Veji verpflanzt werden sollte. Diesem mißlichen Plane widersetzte Camillus sich, und die Menge gab ihm nach, wiewohl sie ihn deshalb anfeindete. Noch unzufriedener ward sie bald nachher mit ihm, als sie sich gezwungen sah, den zehnten Theil der Beute wieder herauszugeben, die Camillus vor dem Sturm dem Apoll geweiht hatte. Die meisten hatten ihren Antheil jedoch längst verschwendet, und das Gelübde wäre unbezahlt geblieben, wenn die römischen Frauen nicht mit Hergebung ihres Geschmeides, das acht Talente an Golde betrug, den Abgang ersetzt hätten. Diese patriotische That ward ihnen mit dem Vorrechte vergolten, über ihre Leichname Gedächtnißreden halten zu lassen, eine Ehre, die vorhin keinem Frauenzimmer gewähret werden durfte. Camillus aber machte sich durch diese Geschichte dem Volke verhaßter als jemalen.

Ohn=

Ohngeachtet des allgemeinen Mißvergnügens ward Camillus dennoch einige Zeit nachher zum Kriegstribunen erwählt, und wider die Falisker gesandt, die ihre gewöhnlichen Einfälle ins römische Gebiet gemacht hatten. Sein bisheriges gutes Glück begleitete ihn auch in diesem Feldzuge, er schlug ihr Heer und belagerte ihre Hauptstadt Faleria, die einen langen und muthigen Widerstand drohete. Die Bezwingung dieses kleinen Platzes würde kaum der Erwähnung werth seyn, wäre sie nicht durch eine That des römischen Feldherrn berühmt geworden, die ihn der Nachwelt ehrwürdiger gemacht hat, als alle seine Triumphe zusammen genommen. Ein Pädagog, dem die Kiuder der vornehmsten Einwohner der Stadt anvertrauet waren, fand Mittel, seine Zöglinge ins römische Lager zu locken, wo er sie dem Camillus als das sicherste Mittel übergab, die Bürger zu einer schleunigen Uebergabe der Stadt zu treiben. Erstaunt über die Verrätherey eines Elendeu, dessen Pflicht es war, die Unschuld zu beschützen, sah' der edle Krieger den Treulosen eine Weile mit schweigendem Unwillen an. Niederträchtiger, sprach er dann zu ihm, Seelen, die der deinigen gleichen, müssest du deine schändlichen Vorschläge thun, nicht mir; es ist wahr, wir sind Feinde deiner Stadt, allein es giebt Pflichten für den Krieg sowohl, als für den Frieden, und wir fechten nicht gegen das Alter der Unschuld, sondern gegen Männer, Männer, die uns frey=

freylich feindselig behandelt haben, deren Verbrechen jedoch, mit dem deinigen verglichen, Tugenden sind. Gegen so niedrige Künste, geziemt es uns, nichts zu gebrauchen als die Künste des Römers, die Künste der Waffen und Tapferkeit. Dies gesprochen, ließ er den Verräther entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken binden, und in dieser schmachvollen Stellung von seinen eigenen Schülern zur Stadt zurückpeitschen. Diese edle That des Camillus leistete mehr, als seine Waffen hätten leisten können. Die Gewalthaber der belagerten Stadt unterwarfen sich dem Senat, und überließen die Bedingungen der Milde des Camillus, welcher sie bloß zur Befriedigung seines Heeres um eine Summe Geldes büßte, und sodann unter Roms Schutz- und Bundsgenossen aufnahm.

Jene Ehrerbietung, die die Tugenden des Camillus ihm auswärts erworben hatten, vermochten sie nicht ihm daheim bey den unruhigen Tribunen zu erwerben, die beynahe täglich mit einer neuen Klage wider ihn hervortraten. Außer jenem Verbrechen, dessen er ihrem Vorgeben nach sich durch das Hintertreiben der Verpflanzung des halben Roms nach Veji schuldig gemacht hatte, legten sie ihm itzt auch dies zur Last, daß er einen Theil der Beute dieser Stadt, nahmentlich zwey eherne Thore zu seinem eigenen Gebrauch zurück behalten habe, und setzten ihm einen Tag, an dem er sich deshalb vor dem Volke rechtfertigen sollte. Camillus, der Erbitterung der Menge

wohl kundig, und tief gekränkt über ihre schwarze Undankbarkeit, beschloß, die Schmach des Verhörs nicht abzuwarten, umarmte sein Weib und seine Kinder, und bereitete sich Rom zu verlassen. Schon war er einsam, unbegleitet und unbeklagt aus einem seiner Thore herausgewandert, als er seinen gährenden Unwillen nicht länger zu erdrücken vermochte; er wandte sich gegen das Capitol, hob Hände und Augen gen Himmel und flehete die Götter allzumal, daß sie seinem Vaterlande eines Tages seinen Undank und seine Ungerechtigkeit möchten fühlbar machen, setzte dann seine traurige Wanderschaft fort, und flüchtete nach Ardea, einer benachbarten Stadt, wo er bald vernahm, daß die Volkstribunen ihn um funfzehnhundert Aß gebüßt hatten.

Groß war das Frohlocken der Tribunen um den Sturz dieses Edlen, aber nur zu bald bekamen sie Ursache, ihre Ungerechtigkeiten zu bereuen und den Beystand des einzigen Mannes zurück zu wünschen, der allein im Stande war, das Vaterland vom Untergange zu retten; denn itzt trat ein ungleich furchtbarerer und schrecklicherer Feind wider die Römer auf, als alle die sich bisher mit ihnen gemessen hatten. Die Gallier ein barbarisches Volk, waren vor ohngefähr zwey Jahrhunderten über die Alpen hereingefallen und hatten sich in Vorderitalien niedergelassen. Die Köstlichkeit der Landesweine, und die Milde des Klimas hatten sie den Wüsten ihres Vaterlandes ent-

lockt,

locket. Wohin sie kamen verdrängten sie die ursprünglichen Einwohner, als Männer von überlegenem Muth, außerordentlicher Leibesgestalt, trotzigem Blick und rohen plünderungsgierigen Sitten. Nicht zufrieden, die meisten italienischen Provinzen unterjocht und bevölkert zu haben, luden sie immer neue Schwärme ihrer Landsleute jenseit der Alpen ein, herüber zu kommen und in den fruchtbaren Provinzen des neuentdeckten Landes Schrecken und Verwüstung zu verbreiten. Ein Schwarm dieser Barbaren, der so eben aus seinen urspünglichen Wohnungen hervorgebrochen war, belagerte itzt Clusium, eine etrurische Stadt, unter Anführung seines Königs Brennus. Erschrocken über ihre Menge und mehr noch über ihr wildes Ansehn, fleheten die Clusier die Römer um Beystand oder Vermittelung an. Von jeher hatte der Senat sich es zum Gesetz gemacht, den Bedrängten nie seine Hülfe zu verweigern; auch diesmal war er unverzüglich bereit, vorläufig Gesandten an die Gallier zu schicken, die ihnen ihre Unternehmung widerrathen, und gegen die Ungerechtigkeiten ihres Einfalls Vorstellungen machen sollten. Drey junge Senatoren wurden zu diesem Geschäfte ausgewählt, drey Fabier, die sich mehr fürs Feld als für Unterhandlungen schickten. Brennus empfieng die fremden Botschafter mit einer Höflichkeit, die nichts von Barbarey ahnden ließ. Er erkundigte sich nach dem Zwecke ihrer Sendung, und bekam zur

 Ant-

Antwort, daß es in Italien nicht Sitte sey, ungereitzt und ungerechter Weise die Völker zu bekriegen, und daß sie zu wissen begehrten, womit die Einwohner von Clusium diese feindselige Handlung von ihm verdienten. Mit finsterer Miene äußerte Brennus, die Rechte des Tapferen ruheten in seinem Schwert; die Römer hätten kein anderes Recht zu den vielen Städten, die sie erobert hätten; er aber habe noch besondere Ursach mit den Clusiern zu zürnen, als die sich geweigert hätten, Ländereyen fahren zu lassen, die sie doch nicht Hände genug anzubauen, noch Einwohner genug zu bevölkern hätten. Die römischen Gesandten, wenig gewohnt, die Sprache des Eroberers zu hören, verstellten ihren Unwillen über eine so übermüthige Antwort eine Weile, warfen sich aber in die Stadt, uud statt hier als Mittelspersonen zu handeln, führten sie, ihres geweiheten Characters vergessend, die Bürger zu einem Ausfall wider die Belagerer an. In diesem Gefecht tödtete Fabius Ambustus einen Gallier mit eigener Hand, ward aber entdeckt, während er ihn seiner Rüstung entkleidete. Ein so ungerechtes und so ungeziemendes Betragen reitzte die Rache des Brennus; durch einen Herold beklagte er sich beym Senat, und als keine Genugthuung erfolgte, hob er auf der Stelle die Belagerung auf und zog mit seinem siegreichen Heer gerade auf Rom los.

Die Gegenden, die die Gallier auf ihrem reissen-

senden Zuge durchzogen, entsagten bey ihrer Annäherung allen Gedanken des Widerstandes, so heftig schreckten sie diese zahllosen Schaaren, diese ungeheuren Leiber, und ihre kriegerische Miene. Der ganze Grimm des wilden Volks galt indessen Rom allein. Gegen Rom allein Rache schnaubend, zogen sie vorwärts, ohne rechts oder links die geringste Feindseligkeit auszuüben.

Sechs Kriegstribunen befehligten damals das römische Heer; die Zahl desselben belief sich auf vierzigtausend Mann; ohngefähr eben so hoch als das Heer des Brennus sich belief; aber die Krieger waren minder gehorsam, und die Tribunen traueten einander zu wenig, um mit vereinigter Kraft für die Rettung des Vaterlandes zu wirken. Am Flusse Allia, wenige Meilen von der Stadt, trafen die Heere auf einander, beyde voll Zuversicht des Sieges, beyde gleich unwillig eine Niederlage zu überleben. Die Anführer beyder Partheyen stellten ihre Macht in Schlachtordnung; die Römer, um nicht umzingelt zu werden, dehnten ihre Linien aus und stellten die besten Legionen auf beyde Flügel. Grade umgekehrt stellten sich die Gallier, schoben den Kern des Heers in die Mitte und thaten aus dieser den allerverzweifeltsten Angriff. Unfähig, dem jählingen Sturme zu widerstehen, räumte das Centrum der Römer ihnen augenblicklich das Feld; die beyden Flügel sahen sich von einander gerissen und den Feind

in

in ihrer Mitte. Sie machten einige schwache Versuche sich wieder an einander zu schließen, da sie es aber unthunlich fanden, erfolgte eine Flucht, in welcher die Römer alle Kraft, sowohl sich zu wehren als zu fliehen, schienen verloren zu haben. Nichts als Schrecken und Verwirrung herrschte in diesen von einander gesprengten Schaaren. Die elenden Ueberbleibsel des Heeres ersoffen theils in dem Versuche über die Tiber zu schwimmen, theils flüchteten sie nach Veji, von wannen einige wenige mit der traurigen Zeitung in Rom anlangten. Hier gab man augenblicklich alles verloren. Die noch übrigen Einwohner, welche die Waffen zu tragen fähig waren, warfen sich ins Capitol, welches sie, um eine Belagerung darin auszuhalten, befestigten. Der Rest des Volks, ein armer hülfloser Haufe von Greisen, Weibern und Kindern, eilte, sich in den benachbarten Flecken zu verbergen, oder beschloß die Wuth des Ueberwinders abzuwarten, und mit den Trümmern des Vaterlandes unterzugehn. Vorzüglich fühlten die bejahrten Priester und Senatoren sich bey dieser Gelegenheit von einem heiligen Enthusiasmus beseelt. Entschlossen, mit ihrem Leben für die Sünden ihres Volks zu büßen, zogen sie ihre feyerlichsten Kleider an, und setzten sich auf ihren elfenbeinernen Stühlen mitten aufs Forum. Mittlerweile beschäftigten sich die Gallier mit Plünderung des feindlichen Lagers und Theiluug des Raubes. Wären sie unmittelbar

nach der Schlacht auf Rom losgegangen, so würden sie das Capitol selbst erobert haben; statt dessen verweilten sie zween Tage auf dem Schlachtfelde, schwelgten und jubelten mit barbarischem Frohlocken mitten unter ihren erschlagenen Feinden. Am dritten Tage nach jenem Siege, dessen Leichtigkeit selbst die Barbaren befremdete, erschien Brennus mit aller seiner Macht vor der Stadt. Erstaunt, die Thore offen und die Mauern unbewahrt zu sehen, besorgte er anfangs einen Hinterhalt und rückte mit aller möglichen Vorsicht in die Stadt ein. Er erreichte bald das Forum, wo er die Väter des Vaterlandes in langer schimmernder Reihe, schweigend, unerschüttert und unerschütterlich sitzen sahe. Die feyerliche Tracht, der majestätische Ernst und die Ehrfurcht gebietenden Blicke dieser alten Männer flößten den Barbaren selber einen Schauer ein; in dem Wahn, die Schutzgötter der berühmten Stadt zu sehen, waren sie im Begriff vor ihnen nieder zu fallen, als Einer, roher denn seine Gefährten, sichs einfallen ließ, den grauen Papirius, welchen wir schon als Dictator gesehen haben, beym Barte zu zupfen. Eine solche Beschimpfung konnte der edle Römer nicht dulden, er hob seinen elfenbeinernen Scepter auf und schlug den Barbaren damit zu Boden. Dies war die Losung zum allgemeinen Blutbade. Papirius fiel zuerst, dann die übrigen, alle ohne Erbarmen oder Unterschied. Drey Tage dauerte das Blutvergießen, nicht Ge-

schlecht,

schlecht, nicht Alter ward geschont, und da die Stadt eine leblose Wüste geworden, ward sie auf den Leichnamen ihrer ehemaligen Einwohner nieder geäschert.

Alle Hoffnungen Roms beruheten itzt einzig auf dem Capitol. Außerhalb dieser Festung war alles ein unabsehbarer Schauplatz von Elend, Verheerung und Verzweiflung. Jene prächtigen Gebäude der Stadt, der Stolz Roms, waren itzt ein Haufe gestaltloser Trümmern geworden. Auch war die Stadt es nicht allein, die den Grimm der Barbaren erfuhr, alle benachbarte Flecken, so weit sie nur in ihren Streifereyen abreichen konnten, wurden auf eben die Art geplündert und verbrannt. Nur die Festung hielt sich noch immer. Diese zu bezwingen versuchte Brennus jedes Mittel. Drohend forderte er zuerst die Besatzung zur Uebergabe auf, und als dies nichts half, beschloß er sie förmlich zu belagern, und schloß sie rings mit seinem Heere ein. Alle seine Stürme wurden jedoch von den Römern mit großer Tapferkeit abgeschlagen; die Verzweiflung schien ihnen jene Beharrlichkeit und jenen Heldenmuth wieder einzuflößen, dessen sie im Glücke zu ermangeln geschienen hatten.

Ueber sechs Monden hatte die Belagerung schon gedauert, der Vorrath der Besatzung gieng zu Ende, ihre Zahl minderte sich durch die unaufhörlichen Beschwerden, und nichts schien ihnen übrig zu seyn, als zu sterben, oder was schlimmer als sterben war, sich der Barmherzigkeit der Sieger zu übergeben.

Schon

Schon waren sie zum rühmlichen Tode entschlossen, als ihre gesunkene Hoffnung durch die Erscheinung eines Mannes belebt wurde, der den Felsen heraufklomm, und bey seiner Ankunft für einen Boten ihrer auswärtigen Freunde erkannt wurde. Der Nahme dieses kühnen Mannes war Pontius Comminius; bey Nachtzeit war er über die Tiber geschwommen, hatte sich durch die feindlichen Wachen geschlichen und war mit unsäglicher Mühe den capitolinischen Hayn heraufgeklettert, um den Belagerten die Zeitung zu bringen, daß Camillus, ihr ehemaliger Dictator, ein Heer zu ihrem Beystand aufbrächte, daß er schon ein Corps Gallier auf einer ihrer Streifereyen überfallen und niedergehauen habe, daß die Bürger von Ardea und Veji für sie die Waffen ergriffen und ihn zum Feldherrn gemacht hätten, und daß er nur die Bestätigung seiner Wahl von ihnen erwarte um ins Feld zu rücken und den Belagerern eine Schlacht zu liefern. Eine Mischung von Entzückung und Beschämung bemeisterte sich der Römer, als sie den Mann, den sie vorhin aus ihrer Stadt ausgestoßen hatten, itzt zu ihrer Rettung auftreten sahen. Sie ernannten ihn augenblicklich zu ihrem Dictator, und rüsteten sich die Belagerung mit verjüngtem Eifer auszuhalten. Der Bote hatte kaum seine Antwort und die nöthigen Unterweisungen entgegen genommen, als er seinen alten Weg wieder antrat, und ihn glücklich, wiewohl nicht ohne die äußerste Gefahr zurück legte.

Brennus setzte mitterweile die Belagerung mit großem Eifer fort. Anfangs hofte er die Belagerten durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, da diese aber seine Absicht merkten, warfen sie, wiewohl sie wirklich Mangel hatten, verschiedene Brode ins Lager herab, um ihn von der Eitelkeit seiner Erwartungen zu überzeugen. — Brennus ließ hierauf diese Hoffnung wirklich fahren, schöpfte aber neuen Muth, als bald nachher einige Soldaten zu ihm kamen und ihn benachrichtigten, daß sie den Felsen hinauf einen Fußsteig entdeckt hätten, vermittelst dessen das Capitol vermuthlich erstiegen werden könne. Sogleich ward eine erlesene Schaar Männer bey Nachtzeit zu diesem gefährlichen Dienst befehligt, den sie mit großer Mühe und Schwierigkeiten beynahe bewerkstelligten. Schon hatten sie die Mauern selbst erstiegen, die römische Schildwache lag im tiefen Schlafe, kein Hund regte sich, und der Sieg schien in ihren Händen, als das Geschnatter einiger Gänse, die im Tempel der Juno gehalten wurden, die Belagerten weckte. Augenblicklich die drohende Gefahr gewahrend, ergriff ein jeder das nächste beste Gewehr und eilte den Stürmenden entgegen. Manlius, ein Patricier von geprüfter Tapferkeit, war der erste, der die Mauern erreichte und mit seinem Beyspiel alle übrigen entflammte. Kühnlich erstieg er die Mauer, und mit einem einzigen Stoß seiner gewaltigen Hand sandt' er zwey Gallier über Kopf und Hals den Abgrund

hin=

hinunter. Bald kamen seine andern Gefährten ihm zu Hülfe, und schneller als sich es sagen läßt, waren die Mauern rein vom Feinde.

Von der Zeit an fiengen die Hofnungen der Barbaren an zu sinken, und Brennus wartete nur auf einen Vorwand seine Belagerung mit Ehren aufzuheben. Seine Vorposten hatten mit den römischen Soldaten allerley Unterredungen, und unter den Gemeinen war der Vergleich schon abgeschlossen, ehe die Oberhäupter an ihn dachten. Endlich vereinigten sich die beyderseitigen Befehlshaber dahin, daß die Gallier unverzüglich die Stadt und das Gebiet räumen, und von den Römern dafür eintausend Pfund Goldes empfangen sollten. Mit einem Eide wurde der Vergleich von beyden Theilen bestätigt, das Gold ward herbey gebracht, beym Wägen aber bedienten sich die Gallier allerley betrüglicher Künste, wowider die Römer Vorstellungen thaten. Hohnlachend warf Brennus sein Schwert und Schwertgehenk in die Schale, und rief, den Ueberwundenen gebühre schweigend zu dulden. Itzt sahen die Römer, daß sie in des Siegers Händen waren. Sie fühlten, daß sie sich vergeblich gegen jede Bedingung sträuben würden, die es ihm belieben würde, ihnen aufzulegen. Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblick, und während sie noch wegen der Bezahlung wortwechselten, erscholl die Nachricht, daß Camillus an der Spitze eines zahlreichen Heeres ihnen zum Entsatz

eile nnd schon in die Thore Roms einziehe. In der That erschien der Held in wenig Augenblicken, eilte in Person auf den Ort des Streites, erkundigte sich mit der Miene eines Mannes, der nicht entschlossen ist, sich erschrecken zu lassen, nach der Ursache des Zanks, und da er sie vernahm, ließ er das Gold zusammenpacken und wieder aufs Capitol tragen. Mit Eisen und nicht mit Golde, rief er, geziemt es den Römern ihr Vaterland zu lösen. Hier ist niemand, der Friede machen darf, als ich, ich, der Dictator Roms, und mein Schwert allein soll ihn erkaufen. — Unverzüglich erfolgte eine Schlacht, in welcher die Gallier aufs Haupt geschlagen wurden, und mit so viel Blutvergießen, daß das römische Gebiet binnen Kurzen von diesem fürchterlichen Feinde durchaus gereinigt ward.

Der Feind war itzt überwunden, aber Rom lag noch in der Asche. Kein Theil seiner alten Herrlichkeit war übrig, das einzige Capitol ausgenommen; auch hatte der größte Theil seiner ehmaligen Bewohner es verlassen, und war nach Veji geflüchtet. Sogleich erneuerten die Tribunen, diese allezeit fertigen Redner, die freylich in Zeiten der Gefahr nichts von sich hören ließen, ihren alten Vorschlag, die Einwohner Roms nach Veji zu verpflanzen. Aber Camillus, seinem alten Grundsatze getreu, widersetzte diesem Vorschlage sich mit großer Standhaftigkeit. Alle Künste der Ueberredung bot er auf, um das Volk zu besänfti=

tigen; er stellte ihnen vor, wie unwürdig es ihrer als Römer und römischer Bürger wäre, die ehemaligen Wohnsitze ihrer Voreltern zu verlassen, eine Stadt, wo sie so wiederholte Merkmale des göttlichen Beyfalls genossen hätten, und hin zu gehn, um eine Stadt zu bewohnen, die sie erobert hätten, und die nicht einmal so glücklich gewesen wäre, sich selbst zu vertheidigen. Durch diese und ähnliche Vorstellungen bewog er das Volk, hurtig ans Werk zu gehen, und bald stieg Rom, wiewohl mit minderer Pracht, wieder aus seinen Trümmern hervor.

Camillus thatenreiche Laufbahn war hiemit keinesweges zu Ende. Das nächste Jahr ward er bey Gelegenheit eines Einfalls benachbarter Völker zum Dictator ernannt, und gewann einen neuen Triumph. Drey Jahre nachher überwand er die Latier, die nach einer mehr denn hundertjährigen Unterwerfung von Rom abgefallen waren. So ungewöhnliches Glück machte diesen großen Mann in seinem Vaterlande beynah unumschränkt; aber seine Mäßigung und Vaterlandsliebe hinderte ihn sein Ansehen zu mißbrauchen, es sey denn, daß wir sein Betragen gegen Manlius Capitolinus als eine Handlung übertriebener Strenge betrachten wollten.

Mit welcher Tapferkeit Manlius das Capitol vertheidigte und die Trümmern Roms gerettet habe, haben wir gesehen. Das Volk war dafür nicht undankbar gewesen, es hatte ihm an dem Ort, wo sich seine

seine Tapferkeit so rühmlich ausgezeichnet hatte, ein Haus gebaut, und aus dem öffentlichen Schatze eine jährliche Rente ausgeworfen. Allein mit so geringfügigen Belohnungen war sein Ehrgeitz nicht zufrieden, er trachtete nicht nur dem Camillus gleich, sondern der erste in Rom zu werden. In dieser Hinsicht suchte er sich beym Pöbel beliebt zu machen, bezahlte seine Schulden und spottete über die Patricier, die er Unterdrücker schalt. Der Senat, seiner Ränke und Absichten nicht unkundig, wählte den Cornelius Cossus zum Dictator, unter dem Vorwand, ihn wieder die Volscer, die einige glückliche Einfälle ins römische Gebiet gemacht hatten, zu brauchen, in der That aber um Manlius Ehrgeitz zu zügeln. Der Dictator endigte seinen Feldzug wider die Volscer mit einem baldigen Siege; bey seiner Rückkunft forderte er den Manlius zur Rechenschaft, und ließ wegen seines verdächtigen Betragens ihn ins Gefängniß werfen. Allein Manlius war zu sehr der Liebling der Menge, als daß die Macht des Cossus ihn hätte zerquetschen können; seine Anhänger, erhoben ein zu lautes Geschrey, als daß mans hätte wagen dürfen, ihrem Günstling etwas zu Leide zu thun. Cossus war genöthigt, sein Amt niederzulegen, und Manlius ward aus seinem Gefängnisse im Triumph durch die Stadt geführt. Dieser glückliche Anfang entflammte seinen Ehrgeitz noch stärker. Er fieng an, von einer Theilung der Ländereyen zu reden, behaup-

tete, daß kein Unterschied der Stände im Staat seyn müßte, und um seinen Reden Gewicht zu geben, erschien er nie anders als von einer zahlreichen Schaar Anhänger aus den Hefen des Volks umringt, das er sich durch seine Freygebigkeit gewogen gemacht hatte. Ein so aufrührisches und stürmisches Betragen nöthigte den Senat zu einer andern Maasregel zu flüchten, und die Macht des Camillus dem Ansehn des Demagogen entgegen zu stellen. Camillus, dem zufolge zu einem Kriegstribun erwählt, setzte dem Manlius einen Tag, wo er für sein Leben sprechen sollte. Der Ort des Verhörs war in der Nähe des Capitols. Dorthin wandt' er sein Auge, als er des Aufruhrs und des Hochverraths verklagt wurde, streckte seine Hand gen jene Mauern aus, die er mit seinem Arm verfochten hatte, und erinnerte die Versammlung an seine Verdienste um das Vaterland. Die Menge in ihrem Mitleid eben so wenig von vernünftigen Triebfedern geleitet, als in ihrer Gerechtigkeit, konnte sich nicht entschließen, ihn im Gesicht des Capitols zu verdammen. Als er aber in den Petelinischen Hayn gebracht ward, wo man das Capitol nicht sehen konnte, verdammten sie ihn vom Tarpejischen Felsen herunter gestürzt zu werden. So ward der nehmliche Platz, der der Schauplatz seines Ruhmes gewesen, itzt derjenige seiner Schande und seiner Strafe. Sein Haus, in dem die geheimen Verschwörungen angezettelt worden waren, ward dem

Erd=

Erdboden gleich gemacht, und seiner Familie ward untersagt, den Nahmen Manlius hinfort zu führen.

Der wohlverdiente Tod dieses Hochverräthers ermangelte dennoch nicht, das Murren der Tribunen und des Volkes wider den Camillus, den es als das Hauptwerkzeug seiner Verfolgung betrachtete, zu erneuern. Nie gerecht genug um sich selbst einer Strenge schuldig zu wähnen, zu der sie jedoch ihre Einwilligung gegeben hatten, fingen sie schon an, mit neuer Niederträchtigkeit sich wider den würdigsten Mann im Staat zu verschwören. Jedoch es schien, als wenn es dem Camillus nie an Gelegenheit fehlen sollte, sie zur Ehrfurcht gegen sich zurück zu bringen. Zum sechstenmal, wiewohl sehr wider seine Neigung, zum Kriegstribun erwählt, rückte er mit seinem Gehülfen Lucius wider die Volscer ins Feld, letzterer ganz Ungeduld mit den Feinden zu schlagen, jener des andern Ungestüm mit weiser Kaltblütigkeit mäßigend. Diese Saumseligkeit anzugreifen, schrieb Lucius der Furchtsamkeit des Alters, oder wohl gar dem Neide eines Mannes zu, der keinen Jüngern seinen Ruhm wollte theilen lassen; er ergriff daher, da Camillus krank zu Bette lag, die Gelegenheit, sein Heer zum Angriffe zu führen. Aber nur zu bald fühlte er die Verwegenheit seines Schritts. Sein Heer begann zu weichen, und schon ließ alles sich zur allgemeinen Flucht an, als Camillus, von seinem

Bette sich aufraffend, sich auf ein Pferd helfen ließ, an die Spitze einer kleinen Schaar Krieger ins Schlachtfeld sprengte, den Flüchtigen Einhalt that, und sie mit erneuertem Grimme zurück wider ihre Verfolger führte. Die Unverzagtheit Eines Mannes verbreitete sich durch das ganze Heer. Die Kämpfer sammleten sich wieder, entschlossen einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie so manchen Sieg erfochten hatten. So wurden die Feinde für diesmal zurückgeschlagen. Am folgenden Tage erneuerte Camillus die Schlacht, schlug sie aufs Haupt, und kehrte noch einmal mit der Beute der Ueberwundenen nach Rom zurück. Aber jede auswärtige Eroberung schien daheim nur neuen Saamen der Zwietracht auszustreuen. Denn schon wieder begonnen die Schuldner über unerträglichen Druck zu klagen. Auch wagten die Pränestiner, Latier von Herkunft, verschiedene Einfälle ins römische Gebiet. Beydes, jene innern und diese äußern Unruhen zu beschwichtigen ward Quintius Cincinnatus zum Dictator ernannt, der Präneste durch Uebergabe einnahm und mit der Bildsäule des Jupiter Triumphator triumphirend nach Rom zurückkehrte. Die Bildsäule stellte er ins Capitol, ein Umstand, der, wiewohl dem Anschein nach von geringer Inhaltigkeit, dennoch zuerst das Verlangen ausgebreiteter Eroberung unter den Römern weckte.

Zwey Jahr nachher brachen die Zwistigkeiten zwischen Volk und Senat mit mehr denn gewöhnli-

cher Heftigkeit aus. Verschiedene Plebejer waren während der Drangsale des Vaterlandes theils durch Zufall, theils durch Fleiß und Muth zu beträchtlichen Glücksumständen gelanget, welche das Verlangen in ihnen weckten, nicht nur die Regierung, sondern auch die Ehren Roms zu theilen. Schon vorhin, wie wir bereits gesehen haben, hatte das Volk nach dem Consulat getrachtet, und der Senat hatte vermittelst einer armseligen Ausflucht ihm Kriegstribunen zugestanden, welche mit consularischer Gewalt bekleidet waren. Aber dies schien ihren Ehrgeitz nicht mehr zu befriedigen, und die Volkstribunen erneuerten ihre Ansprüche, während der ärmere Theil der Bürger, mit Erwerbuug der Lebensmittel hinlänglich beschäftigt und von den Ehren desselben wenig gerührt, den Streitern ruhig zusah. Um diese Zeit lebte Fabius Ambustus, ein Kriegstribun, welcher vier Töchter hatte, deren eine er an einen Patricier, die andere an einen Plebejer verheyrathete. Die Gattin des Plebejers besuchte eines Tages ihre Schwester, und der Anblick der Ehrenbezeugungen, die ihrer Schwester vermöge thres Standes wiederfuhren, erregten einen Neid in ihr, der in finstere Schwermuth übergieng. Lange Zeit beschworen ihr Vater und Gemahl sie umsonst, ihnen die Ursache ihrer so ganz umgewandten Gemüthsstimmungen zu entdecken. Endlich that sie es, obgleich ungern. Sie zu trösten, gab der Vater, wiewohl selbst Patricier, ihr

sein

sein Wort, daß er alles, was in seinen Kräften stünde, thun wolle, um ihr an den Würden des Staats gleichen Antheil mit ihrer Schwester zu verschaffen, und von der Zeit an rathschlagte er mit seinem Eidam eifrigst über die Durchtreibung des Gesetzes, daß Einer der Consuln aus dem Volk gewählt werden solle. Der erste Schritt, den sie zur Erreichung ihrer Absichten thaten, war der, daß der Gemahl zum Volkstribun erwählt wurde; sodann brachten sie ihr Gesetz in Vorschlag, nicht allein jedoch, sondern um den Pöbel zu gewinnen, mit ihm auch jenes alte Ackergesetz über die gleiche Vertheilung der Ländereyen, eine Maasregel, welche wie sie wußten, ihrem Ehrgeitz den Anstrich der Volksliebe geben mußte. Die Streitigkeiten über diese beyden Gegenstände wurden so heftig, daß fünf Jahre lang überall keine höchste Obrigkeiten erwählt wurden; blos Aedilen und Tribunen regierten während dieser Zeit, wofern das Regierung heißen kann, was eigentlich Anarchie und Verwirrung war. Dann wurden zwey Jahre hintereinander Kriegstribunen gewählt: dann erkohr der Senat einen Dictator. Camillus ward es, legte seine Würde aber nieder, da er das Volk bey seinen Ansprüchen auf das Consulat eigensinnig beharren sahe. Der Senat ersetzte seinen Abgang zwar durch einen neuen Dictator, allein diese hohe Würde war nun so oft ohne dringende Noth besetzt worden, daß ihr Ansehen zu sinken begann, während die Macht

der Tribunen auf ihren Trümmern immer höher emporstieg. Des neuen Dictators Nahme war Publius Manlius; er scheint wenig merkwürdiges gethan zu haben, wenn wir die Wahl seines Magister Equitum des Licinius Stolo ausnehmen, der der erste Plebejer war, welcher diese Würde bekleidete. Dieser Stolo war es, der das Gesetz gab, daß niemand mehr denn fünfhundert Morgen Acker besitzen sollte, ein Gesetz, das den Patriciern und in der Folge selbst dem Stolo schädlich ward, indem sichs fand, daß auch er mehr Ländereyen, als ihm zukämen, besitze, daher er denn seinem eigenen Gesetze zufolge gestraft wurde.

So fuhr die Flamme innerlicher Zwietracht zwischen beyden Ständen unabläßig fort zu lodern, während auswärtige Feinde sie zwar wohl zu dämpfen, aber nie ganz auszulöschen vermochten. Diese Wirkung hatte unter andern auch ein neuer Einfall der Gallier, welchen zu wehren Camillus zum fünftenmal zum Dictator erwählt ward. Die Furcht vor diesem wilden Volke war unter den Römern damalen so groß, daß das Gesetz, welches die Priester vom Kriegsdienste befreyete, ausdrücklich gallische Einfälle ausnahm. Jedoch Camillus lehrte seine Landsleute die Mittel, sie zu überwinden. Da er inne geworden war, daß das Schwert die fürchterlichste Waffe dieses rohen Volks sey, so versah er seine Soldaten mit eisernen Helmen und mit Tartschen, die mit Erz über=

überzogen waren, und lehrte sie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Waffen sich möglichst vortheilhaft bedienen. Mittelst diesen machte er die Schwerter der Gallier so gänzlich dienstlos, daß er in einer Schlacht neben dem Flusse Anio einen sehr leichten Sieg über sie erhielt, die Römer aber von nun an die Gallier zu verachten und über ihre vormalige Kleinmuth sich zu wundern begannen.

Ein Sieg, wie dieser, sollte man glauben, müsse den Camillus zu Rom unumschränkt gemacht haben. Aber gerade das Gegentheil! es sey nun Folge seines zunehmenden Alters oder der alles verschlingenden Gewalt der Tribunen gewesen, auch er schien nachgerade jenes Ansehen zu verlieren, das er ehedem besessen hatte. Mit neuer Erbitterung drang das Volk auf Theilnehmung am Consulat; der Senat widerstand ihm mit seinem gewöhnlichen Steifsinn. Da er unter Camillus Einfluß seine Ehre gegen die Anmaßungen des Volks am besten behaupten zu können glaubte, so verbot er diesem die Dictatur niederzulegen. Camillus gehorchte und fuhr fort die Geschäfte zu verwalten. Mit einemmal befahlen die Tribunen, die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgesetz zu sammeln. Camillus widersetzte sich dem, und nun schickten die Verwegenen ihre Lictoren ab, um den Dictator zu greifen und ins Gefängniß zu schleppen. Eine solche Unwürdigkeit, der unverletzlichsten Person des Staates zugemuthet, erregte einen unerhör-

ten

ten Lärmen. Die Patricier, die um den Dictator standen, trieben muthig die Lictoren zurück, während das untenstehende Volk mit gleichem Grimm schrie: Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

Mitten in dem allgemeinen Aufruhr blieb Camillus allein unerschüttert. Er ersuchte die Tribunen, mit ihrem Verfahren eine kleine Weile inne zu halten, rief dann die Senatoren um sich her und führte sie in einen nahen Tempel, wo er sie bat, durch zeitiges Nachgeben dem Vaterlande den Frieden wieder zu schenken. Dann wandte er sich, als wenn er itzt alle weitere Bemühungen seinem Vaterlande zu dienen auf immer entsagen wollte, zum Capitol, und gelobte der Eintracht einen Tempel zu bauen, wenn es ihm gelänge, den Staat noch einmal beruhigt zu sehen. Der Senat gehorchte ihm und das lang bestrittene Gesetz gieng durch, daß in Zukunft einer der beyden Consuln ein Plebejer seyn sollte. Sextus, seit langer Zeit ein sehr unruhiger Volkstribun, war der erste plebejische Consul. Ihm folgte Licinius, der Gatte jenes Weibes, deren Neid und Ehrsucht so viele Unruhen veranlaßt hatte. Auch wurden um diese Zeit zween neue obrigkeitliche Personen aus den Patriciern erwählet, die Prätoren nehmlich, die die Stelle der Consuln während ihrer Abwesenheit vertreten und sowohl in bürgerlichen als Kriminalfällen der Gerechtigkeit pflegen mußten, eine Würde, die man dem Staate so zuträglich fand, daß

die

die Zahl der Prätoren in der Folge bis zu sechzehn vermehret wurde. Ferner wurden zwey curulische Aedilen gestiftet, Staatsbediente, die von den Volksädilen sich dadurch unterschieden, daß jene sich des obrigkeitlichen Stuhles und der übrigen Insignien bedienen durften, welches diesen nicht erlaubt war. Ihr Hauptgeschäft bestand in der Aufsicht über die öffentlichen Spiele und über alles Korn und allen Lebensvorrath, der in Kriegen erbeutet wurde. Nachdem Camillus solchergestalt dem Staat die Ruhe wieder gegeben hatte, hielt ers Zeit sein achtzigjähriges Leben, welches ganz dem Dienste seines Vaterlandes geweiht gewesen, und während dessen langen Laufes er einen Heldenmuth geäußert hatte, welchen keine Gefahr erschüttern, und einen Patriotismus, welchen auch die Undankbarkeit seines Volkes nicht schwächen konnte, in Ruhe zu endigen. Er legte seine Dictatur daher nieder, bauete der Eintracht den gelobten Tempel und starb wenig Jahre nachher mit Hinterlassung des Ruhmes, seines Vaterlandes zweyter Stifter gewesen zu seyn.

Umsonst waren inzwischen alle Maasregeln, die man zu Befestigung eines dauerhaften Friedens zwischen Volk und Patricier genommen hatte; ihre Zänkereyen erneuerten sich bey jeder Gelegenheit: so oft neue Obrigkeiten gewählt werden sollten, so bediente sich jede Parthey alles ihres Einflusses, um die Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken, und weder Ränke noch

Ge-

Gewalt wurden gesparet, um ihre Ansichten durchzusetzen. So setzte der Senat alle auswärtige Angelegenheiten bey Seite, damit nur der plebejische Consul den Ruhm nicht theilen möge. So erzwang das Volk es bald nachher durch seine Klagen, daß die kurulischen Aedilen jedes zweyte Jahr aus ihrem Mittel gewählt werden sollten. Ja am Ende schwang ein Plebejer, Nahmens Marcus Rutilius sich sogar zum Dictator empor. Zum Ersatz nahmen die Patricier im folgenden Jahr dem Volk das Consulat, nachdem es dessen zehn Jahre genossen hatte, mußten es ihm aber nach vier Jahren wieder geben. Die Wahl eines Censors verursachte ähnliche Feindseligkeiten, und nach manchem Zanke ward der nehmliche Plebejer, der vorhin Dictator gewesen war, alles Widerspruchs der Patricier ohnerachtet, zu diesem Amt ernannt.

Wir müssen uns jedoch nicht einbilden, als wenn die Römer während so vieler innerlichen Unruhen in auswärtigen Kriegen durchaus nachlässig oder unglücklich gewesen seyen. Sie erhielten einen Sieg über die Hernicer, welcher dem Dictator Claudius Crassus, der ihn erfochten hatte, eine Ovation verschaffte. Einen andern gewannen sie über die Gallier und Quintus Pennus; der Dictator kehrte mit Triumph nach Rom zurück. Zwey nächstfolgende Siege wurden über das nehmliche Volk ebenfalls von zweyen Dictatoren erfochten, nehmlich von Ser=

Servilius Ahala und Sulpitius Deticus, die beyde nach der Reihe triumphirten. Hierauf lesen wir von zweyen Dictatoren, Nahmens Manlius Torquatus und Cajus Silius, die, ohne dringende Noth gewählt, wenig thaten, und folglich das Ansehen der Dictatur nothwendig herabsetzen mußten. Dann lesen wir von einem vierten Einfall der Gallier, und von einem Triumph, welchen Furius Camillus als Dictator über sie erfocht. Auch die Arunker, ein Volk, das jenseits der volscischen Gränzen wohnete, wagten einige Einfälle, wurden aber vom Camillus zurück getrieben, der zu dem Ende zum zweytenmal mit der Dictatur bekleidet worden war.

Nicht bloß zur Abwehrung plötzlicher feindlicher Einfälle, sondern auch zu weit unbedeutenderen Absichten wnrden itzt Dictatoren gewählt. So finden wir, daß während einer Pest ein gewisser Manlius Capitolinus diese Würde erhalten habe, bloß um zur Hemmung der Seuche einen Nagel einzuschlagen, ein Geschäft, das er mit großer Feyerlichkeit vollzog, und den Nagel an der rechten Seite des Tempels des Jupiters auf dem Capitolio einschlug. Zwey Dictatoren wurden nach einander gewählt, bloß um die Comitien, oder die Volksversammlung zur Wahl eines Consuls zu halten. Furius Camillus und Manlius Torquatus waren

es,

es, die zu diesem wichtigen Geschäfte erkohren wurden.

Solches waren die stufenweisen Fortschritte der Römer zwischen Unruhen und Aberglauben daheim, und erfolgreichen Unternehmungen auswärts. Ihre einheimischen Gezänke mußten ihre Kriege ihnen natürlicher Weise weniger lästig machen, und ihnen einen Hang zu kriegerischem Ruhme einflößen. Selbst ihr Aberglaube beförderte ihre Fortschritte. Denn wenn die Bande der bürgerlichen Autorität sie nicht länger halten konnten, so waren die Priester immer sicher, sie durch die Bande der Religion zu halten. Mit welchem unbedingten Gehorsam sie ihren Priestern gehorchten, haben wir schon bey manchen Gelegenheiten gesehn. Wie bereitwillig sie auf ihren Wink sogar dem Tode trotzten, lehrt das Beyspiel des Curtius, der um diese Zeit, da auf dem Markte sich ein Schrund geöffnet hatte, von dem die Augurn behaupteten, daß er sich nicht schließen würde bis die Römer ihr Köstlichstes hereingeworfen hätten, zu Pferde und in voller Rüstung in den Abgrund hinab sprang, überzeugt, daß nichts köstlicher sey als ächter Heldenmuth und wahrer Patriotismus. — Der Schrund, sagen die Geschichtschreiber, schloß sich augenblicklich, und Curtius ward nicht mehr gesehen. Dieser Geist des Heldenmuths und der Religiosität hatte itzt Roms Herrschaften schon

um

um zweymal so weit ausgedehnt, als sie zu den Zeiten der Könige sich erstreckt hatten. Dennoch hatten sie bis itzt hauptsächlich nur mit ihren nächsten Nachbaren zu thun gehabt, ihre Kriege waren fast einzig Vertheidigungskriege gewesen, bald aber wird sich uns ein Schauplatz öffnen, wo wir ihren Ehrgeitz Feuer fangen und nicht eher werden erlöschen sehn, als bis die Gränzen des Erdbodens seinem Brande ein Ziel zu setzen schienen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Kriegen mit den Samnitern und dem Pyrrhus, bis zum Anfang des ersten Punischen Krieges.

In dem Zeitraum, den wir itzt erreicht haben, war es dahin gekommen, daß alle Vorrechte der Patricier nur noch ein leerer Nahme waren, und Reichthum allein die Individuen auszeichnete. Rom war bis hieher ein dunkler, wenig bekannter Staat gewesen, furchtbar bloß den winzigen Völkerstämmen um ihn her, kämpfend weniger um Eroberung als um seine Erhaltung. Itzt aber, da die Römer die Sabiner, Etrurier, Latier, Aequier und Volscer überwunden hatten, begannen sie, sich nach größeren Eroberungen umzusehen. Zu dem Ende richteten sie ihre Waffen wider die Samniter, ein Volk, das ohngefähr hundert Meilen von Rom wohnete.

Die Samniter waren ein muthiges Volk, das von den Sabinern abstammte und einen großen Strich des südlichen Italiens bewohnte, welcher itzt den beträchtlichsten Theil des Königreichs Neapel ausmacht. Sie waren an Zahl und Kriegszucht den Römern gleich, und standen wie diese mit einer Menge benachbarter Staaten im Bunde. Zwey so anmaßende Nationen, beyde gleich kriegslustig und gleich

Beu=

Beutebegierig, konnten nicht lange eines Vorwandes zum Bruche ermangeln. Den Anfang machten nach der Römer Vorgeben die Samniter; diese bedrängten die Sidiciner, welche zu schwach, ihnen allein Widerstand zu leisten, die Campanier zu Hülfe riefen; aber auch die Campanier fühlten sich ihnen nicht gewachsen und fleheten die Römer um Beystand an. Der Senat, um seinem Ehrgeitz die Farbe der Gerechtigkeit anzustreichen, schien Anfangs Bedenken zu tragen, sich wider die Samniter, seine Freunde und Bandsgenossen, zu erklären; aber das ungestüme Anliegen der Campanischen Gesandten, das Anerbieten der reichen Landschaften, die sie bewohneten, und mehr noch die Weigerung der Samniter, auf der Römer Vorstellung von Verwüstung eines Landes abzulassen, welches diese für Eigenthum erklärten, bestimmten sie, den Krieg zu übernehmen. Valerius Corvus und Cornelius waren die beyden Consuln, denen der erste Feldzug in dem fürchterlichen Kampfe zwischen zween nebenbuhlenden Nationen anheimfiel, welcher Italien sechzig Jahre nach einander mit Blut überschwemmte. Valerius war einer der größten Feldherrn seiner Zeit. Er bekam den Zunahmen Corvus von dem seltsamen Umstande, daß ein Rabe ihm in einem Zweykampf beygestanden hatte, in welchem er mit einem Gallier von riesenmäßiger Größe focht, und ihn zu Boden streckte. Sein Gehülfe ward angewiesen ein Heer nach Samnium

nium

nium, der Hauptstadt des Landes, zu führen, während Corvus Capuen, der Hauptstadt Campaniens, zum Entsatz geschickt wurde. Nie gab es einen Feldherrn, der fähiger gewesen wäre zu befehlen. Mit seltener natürlicher Stärke und Athletischer Leibesgestalt verband er die einschmeichelndesten Sitten; er war der trotzigste und zugleich gutherzigste im Heer; er gieng mit dem gemeinsten Soldaten um, wie Freund mit Freunde, und wußte sie zugleich aufs pünktlichste zu ihrer Pflicht anzuhalten. Unter einem solchen Feldherrn mußten solche Krieger, durch ihr neuliches Unglück abgehärtet, unüberwindlich seyn. Die Samniter waren das tapferste Volk, mit dem sie sich bis itzt gemessen hatten, und der Streit dieser beyden Nationen zeichnete sich durch die hartnäckigste Entschlossenheit aus. Aber Roms Glück siegte. Die Samniter flohen, und gestanden, daß sie der Römer grimmigen Blick und feuerschleudernde Augen nicht ertragen konnten. Weniger glücklich war anfangs der andere Consul; denn da er unbesonnener Weise sein Heer in Engen geführt hatte, lief er Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun des Heeres, sich in Besitz eines Hügels gesetzt hätte, der den Feind beherrschte. So auf beyden Seiten angegriffen, mußten die Samniter die Flucht nehmen, nachdem ihrer dreyßig tausend auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Bald nachher ersuchten die Einwohner von Capua

pua die Römer um eine Besatzung, die sie für den Winter vor ihren Feinden schützen könnte. Ihr Verlangen ward zugestanden, wiewohl Capua schon damalen in dem üblen Rufe stand, daß es der Kriegszucht gefährlich sey und seine Beschützer entmanne. — Auch die römische Besatzung machte diese Erfahrung. Die Wollüste des Ortes, und die Befriedigung aller ihrer Leidenschaften lähmte nicht nur ihren Muth, sondern ermordete selbst ihre Tugend. Sie faßten den Entschluß, die Einwohner zu vertilgen, und die Stadt für sich zu behalten. Dies schwarze Vorhaben theilten sie ihren in andern Theilen des Landes zerstreuten Kameraden mit, die begierig an demselben Theil nahmen. Glücklicher Weise erfuhren die Anführer die Verschwörung. Voll Abscheu vor einer solchen Niederträchtigkeit, führten diese die Legionen sogleich ins Feld, und erhielten sie in beständiger Bewegung, um sie ihres treulosen Plans vergessen zu machen. Aber itzt fürchteteu diese ausgearteten Krieger die verdiente Strafe, empörten sich, vereinigten ihre zerstreuten Geschwader und zogen geradesweges auf Rom los. Eine Zeitlang blieben sie ohne Führer, da niemand kühn oder niederträchtig genug war, ein Heer führen zu wollen, dessen Zusammenrottung Verrätherey war. Endlich zwangen sie den Quintus, einen alten und erfahrnen Krieger, der itzt auf dem Lande wohnte, ihr Oberhaupt zu seyn; und fortgerissen, mehr von ihrer Wuth als von ihrem Anführer,

rück-

rückten sie der Stadt bis auf zwey Meilen nahe. So ein fürchterlicher Feind vor den Thoren beunruhigte den Senat nicht wenig. Valerius Corvus ward unverzüglich zum Dictator erwählt, und mit einem schleunig aufgebrachten Heer den Aufrührern entgegen geschickt. Schon standen beyde Heere gegen einander über, Vater und Sohn und die theuersten Freunde sahen sich in grausamer Nothwendigkeit, einander angreifen und wechselseitig morden zu sollen.

Jeder anderer Feldherr, als Corvus, würde dem Bürgerkriege freyen Spielraum gelassen haben; allein Corvus, der seinen Einfluß auf die Soldaten kannte, legte jede Miene und jedes Zeichen von Feindseligkeit bey Seite, und gieng zutraulich zu den Aufrührern, als verlange es ihm, seine alten Bekannten noch einmal wieder zu umarmen. Meine Tapferkeit zu zeigen, rief er, hab ich Gelegenheit genug gehabt. Nichts mangelt mir, als der Ruhm, auch Frieden stiften zu können. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde. Ihr könnt gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus strenge seyn werde, er, der nie etwas dem Senat vorgeschlagen hat, was eurem Vortheil entgegen war. Ihr könnt nicht glauben, daß derjenige strenge seyn wird, der immer am strengsten gegen sich selbst war. Was ihr aber auch thun möget, so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir ziemet; zieh' ich mein Schwert, so soll es nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige gezogen habt;

muß

muß Blut fließen, so sollt ihr das Blutvergießen beginnen. — Aber wen denkt ihr zu vertilgen? Eure Feinde? Die Samniter? Die Volscer? Nein eure Väter, Brüder, Kinder und Mitbürger. — Doch das sey fern von euch! Du Quintus, wenn du wirklich Rädelsführer bey einer so verabscheuungswürdigen Unternehmung bist, so trag dein Begehren mit Vernunft vor, und wir werden zu schonen und zu erhören wissen." Das ganze Heer schien durch diese Vorstellungen erschüttert; Quintus, ihr Wortführer, verlangte bloß uneingeschränkte Verzeihung ihres Aufstandes; für sich selbst hatte er, der unschuldig an ihrer Verschwörung war, keine Ursache Vergebung zu erflehen. So ward eine Empörung, die Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn gestillt, der seinen Stolz darinnen setzte, leutselig gegen seine Freunde und fürchterlich nur seinen Feinden zu seyn. Die Aufrührer wurden begnadigt, und der Dictator, der grade auswärts nichts zu thun fand, legte seine Würde nieder.

Nachdem hierauf der Krieg wider die Samniter eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke geführt worden war, ward ein Friede geschlossen, der den Latiern und Campaniern so unbillig schien, daß sie die Fahne des Aufruhrs erhoben. Die Latier insonderheit trieben den Uebermuth so weit, daß sie unter keinen Bedingungen Friede machen wollten, es sey denn,

daß die Hälfte des Senats und einer der Consuln aus ihrer Mitte gewählt würde. Anfangs suchten die Römer sie durch gelinde Mittel von ihrem Vorsatze abzulenken; da sie aber, diese Gelindigkeit für Feigheit nehmend, auf ihrem Trotz beharrten, mußten jene zu ernsteren Maasregeln schreiten, und die Consuln Manlius Torquatus und Decius Mus wurden abgeschickt, um in ihrem eigenen Lande sie zu züchtigen. Die Latier säumten nicht die besten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Von gleicher Erbitterung beseelt, trafen beyde Heere bald auf einander, und lieferten sich eine blutige und hartnäckige Schlacht. Bey dieser Gelegenheit entfaltete die römische Mannszucht und der erstaunliche Patriotismus dieses seltenen Volkes sich auf eine Weise, die mehr das Erstaunen als die Bewunderung der Nachwelt erregt. Da die Latier und Römer, als benachbarte Nationen, an Kleidung, Waffen und Sprache einander gleich waren, so bedurft es der strengsten Mannszucht, um Unordnungen im Gefecht zu verhüten. In dieser Hinsicht ließ der Consul den Befehl ergehen, daß kein Krieger unter keinerley Vorwand sich unterstehen sollte, aus seinen Gliedern zu rücken, und daß der, der diesen Befehl überschritte, auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden sollte. Die beyden Heere standen in Schlachtordnung einander gegenüber. Mit jedem Augenblick erwarteten sie die Loosung zum Angriff, als Metius, der Feldherr

herr der Feinde, aus seinen Linien trat und irgend einen römischen Ritter zum Zweykampf herausforderte. Eingedenk des Verbotes ihres Feldherrn, und sich scheuend es zu übertreten, regte sich eine Weile kein Mensch. Allgemeine Verzagtheit schien des römischen Heeres sich bemächtigt zu haben, bis endlich der feurige Titus Manlius, des Consuls Sohn, unfähig den Hohn des Herausfordernden zu dulden, kühnlich wider ihn hervortrat. Die Krieger beyder Heere verschoben das Handgemenge eine Weile, um Zeugen des merkwürdigen Kampfes zu seyn. Mit verhängtem Zügel rannten die Kämpfer auf einander ein; Metius verwundete seines Gegners Streitroß im Nacken; Manlius aber streckte mit besserem Glück das seinige Tod zu Boden; der gefallene Latier suchte, auf seinen Schild sich stützend, sich wieder aufzuhelfen, aber Manlius hieb so gewaltig auf ihn ein, daß er bald entseelt auf dem Kampfplatze niedersank. Dann beraubt' er ihn seiner Rüstung und kehrte triumphirend zu dem Consul seinem Vater zurück, der sich mit Vorbereitung und Anordnungen zur bevorstehenden Schlacht beschäftigte.

So lauten Beyfall dem jungen Helden auch seine Mitsoldaten zugejauchzt hatten, so ahndete seinem Herzen von dem Empfange seines Vaters dennoch wenig Gutes. Halb hoffend, halb fürchtend nahte er sich zu ihm, legte den Raub des besiegten Feindes zu seinen Füßen, und äußerte mit bescheidener Miene,

daß was er gethan, bloß Wirkung angeerbter Tugend wäre. Aber ach wie schrecklich ward er seines Irrthums inne, als der strenge Vater seinen Blick von ihm weg wand, ihn vor die Stirne des Heeres zu führen befahl. Hier sprach er mit finsterm Ernst, und zwischendurch hervorbrechenden Thränen zu seinem unglücklichen Sohne: Titus Manlius, da du weder die Würde des Consulats, noch die Gebote deines Vaters geehret hast, da du die Schranken des kriegerischen Gehorsams gebrochen und dem ganzen Heer ein böses Beyspiel gegeben hast, so setzest du mich in die fürchterliche Nothwendigkeit, entweder meinen Sohn oder mein Vaterland aufzuopfern. Laß jedoch in dieser schrecklichen Enge uns nicht lange schwanken. Schon aufgeopfert sind tausend Leben für eine solche Sache. Ich weiß, du weigerst dich nicht zu sterben, wenn dein Vaterland die Früchte deines Todes erndten soll. Geh' Lictor binde ihn, und sein Tod sey euch allen Warnung. — Ein Schauder ergriff das Heer bey diesem fürchterlichen Befehl; das Entsetzen fesselte eine Weile ihren Geist und ihre Zunge. Als sie das Haupt des jungen Helden abgeschlagen, und sein Blut auf dem Boden strömen sahen, stieg das Getöse ihrer Verwünschungen und ihres Jammers himmelan. Der Leichnam ward zum Thore hinausgeführt, und, mit dem Raube des bezwungenen Feldherrn geschmückt, mit aller Pracht kriegerischen Leidtragens bestattet.

Mitt=

Mittlerweile hatte die Schlacht begonnen; die beyden Heere, die sonst unter einerley Fahnen gestritten hatten, fochten mit aller Erbitterung des Bürgerkrieges. Die Latier verließen sich hauptsächlich auf ihre körperliche Stärke, die Römer auf ihren unüberwindlichen Muth. Schaaren, die einander so ganz gewachsen waren, schienen, um der Schaale des Sieges den Ausschlag zu geben, nur des Beystandes der Götter zu bedürfen, und in der That hatten die Augurn vorhergesagt, daß, was immer für ein Theil des römischen Heeres ins Gedränge käme, der Befehlshaber dieses Theils sich den Göttern weihen, und für sein Vaterland sterben solle. Lang' blieb die Schlacht unentschieden, dann schien es als wenn der linke Flügel der Römer werde weichen müssen. Hier stritt Decius. Unverzüglich beschloß er fürs Vaterland sich aufzuopfern und sein Leben hinzugeben, ein Sühnopfer zu Rettung seines Heeres. Mit lauter Stimme rief er dem Manlius seinen Entschluß zu, und verlangte von ihm, der zugleich Hoherpriester war, Anweisung, mit welcher Feyerlichkeit und welchen Formeln er sich weihen müsse. Manlius unterwies ihn, und nun legt' er ein langes Gewand an, verhüllte sein Haupt, stellte sich mit ausgestreckten Händen auf einen Wurfspies und weihte sein Haupt den Göttern des Himmels und der Unterwelt für die Rettung Roms. Dann rüstete er sich wieder, stieg zu Pferde, und sprengte, ins Dickigt

der

der Feinde, wo er Tod und Verderben rings um sich her verbreitete, bis er mit Wunden bedeckt todt zu Boden fiel. Diese heldenmüthige Aufopferung betrachteten die Römer als Unterpfand ihres Sieges. Den nicht minder abergläubigen Latiern lähmte sie allen Muth; sie wankten, wichen, flohen; die Römer folgten ihnen auf den Fersen, und das Blutbad war so groß, daß kaum ein vierter Theil des Heeres die Niederlage überlebte. Dies war die letzte Schlacht von Erheblichkeit, welche die Latier mit den Römern hatten. Sie wurden gezwungen um Friede zu bitten, und erhielten ihn auf sehr harte Bedingungen. Zwey Jahre nachher ward ihre stärkste Stadt Pädum eingenommen und sie wurden der römischen Macht gänzlich unterworfen.

Noch waren die Samniter unbezwungen. Es hatten zwar die Römer vor einiger Zeit einen Frieden mit ihnen geschlossen, aber keiner beyder Theile schien sonderlich geneigt zu seyn, ihn zu halten. Der Beystand, welchen die Samniter den Campaniern leisteten, diesem wankelmüthigen Volk, welches erst die Römer um Schutz wider die Samniter angesprochen hatte, und nun diese um Schutz wider die Römer bat, erneuerte einen Krieg, der zwar durch häufige Verträge und Waffenstillstände unterbrochen ward, jedoch nicht eher als mit dem Untergange einer oder der andern der beyden kriegenden Völkerschaften enden zu wollen schien. Welche von beyden das Schick-

sal

sal treffen würde, blieb eine Zetlang unentschieden. Denn wiewohl die Samniter im Durchschnit gewöhnlich den Kürzern zogen, so traf die Römer doch um die Zeit ein Unfall, vor dem ihr gewöhnliches gutes Glück sie bisher noch immer gesichert hatte, und der die Schaale desselben auf eine Zeitlang auf die Seite des Feindes lenkte. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeschlagen hatte, so beschloß ihr Feldherr Pontus, durch Kriegslist zu gewinnen, was er im ofnen Felde so oft verloren hatte. Er führte sein Heer in einen engen Paß, Nahmens Caudinum, besetzte alle Außenlinien desselben, und schickte dann zehn seiner Soldaten, wie Schäfer verkleidet, mit der Anweisung fort, sich den Römern wie von ohngefähr in den Weg zu werfen. Alles gieng wie ers wünschte. Die vermeintlichen Hirten wurden aufgefangen, der Consul fragte sie, welches Weges die Samniter gezogen seyen, und sie antworteten mit scheinbarer Gleichgültigkeit: nach Luceria, einer Stadt in Apulien, die sie zu belagern Willens seyen. Der römische Feldherr beschloß sogleich, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Ohne die Schlinge zu ahnden, die ihm gelegt wurde, wählte er den kürzesten Weg, der gerade durch jene Engen führte, und ward seines Irrthüms nicht eher inne, als bis er das Heer umringt und auf allen Seiten eingeschlossen fand. Kaum war Pontus seines Streichs gewiß, als er zu seinem Vater Herennius schickte und ihn fragen ließ,

ließ, wie er in dieser Lage sich zu verhalten habe. Der alte schlaue Samniter, der wohl wußte, wie hohen Sinnes die Römer seyen, und daß man einen trotzigen Feind entweder durchaus zermalmen oder durchaus gewinnen müsse, rieth seinem Sohne, entweder alle ohne Unterschied nieder zu machen, oder alle ohne Beschimpfung und Beleidigung los zu geben. Eine dieser beyden Maasregeln, fügte er hinzu, sey durchaus nothwendig, die erstere möchte sie außer Stand setzen, fernere Feindseligkeiten zu üben, die letztre würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, der sie sich nie entbürden könnten. Dieser Rath, wiewohl der klügste, der sich erdenken ließ, ward verworfen und ein Mittelweg gewählt, der wohl dienen konnte, die Römer erbittern, niche aber sie zu bezwingen. Pontus zwang das ganze Heer, nach Ablegung seiner Oberkleider unterm Joche hindurch zu gehen, ließ sie schwören, daß sie unverzüglich das Gebiet der Samniter verlassen und hinfort mit ihnen Friede halten wollten, und schickte sie sodann sicher und wohlbehalten nach Hause.

Beschimpft, entwaffnet, entkleidet und brennend vor Begierde, den unerträglichen Schimpf wieder auszulöschen, rückten die Römer in Capua ein. Als sie zu Rom anlangten, gerieth die Stadt über eine so schimpfliche Heimkunft in die tödtlichste Bestürzung. Wuth und Rache spiegelten sich auf allen Gesichtern, während die unglücklichen Urheber der

schmach=

schmachvollen Geschichte sich in ihren Häusern versteckten und die nothwendigen Pflichten ihres Amtes zu verwalten sich weigerten. Ein Dictator ward gewählt, der, nichts zweckmäßiges zu thun findend, sein Amt niederlegte, und so blieb die Stadt eine Zeitlang ohne Oberhaupt, versunken in Schmerz und Unwillen, und in aller Unthätigkeit des tiefsten Grams.

Jedoch das Uebel war nicht unheilbar. Der Ruhm des Staats hatte gelitten, keinesweges aber seine Macht. Man erwartete nur einen Vorwand, um einen Vertrag zu brechen, zu dem das Heer lediglich gezwungen war. Die beyden Consuln, die ihn bewilligt hatten, beschlossen sich deshalb zu bestrafen und überlieferten sich dem Feinde. Aber Pontus bemerkte mit Recht, daß das Leben zweyer Männer kein Ersatz für das Leben eines ganzen Heeres sey, verwarf ihre Genugthuung und schickte sie mit großen Ausrufungen über Roms Treulosigkeit zurück. Der Krieg ward demnach erneuert, und da die Samniter in verschiedenen Schlachten geschlagen wurden, so begegneten ihnen die Römer auf eben die Art, wie jene ihnen begegnet hatten. Ein Waffenstillstand folgte und nach dessen Ablauf wieder ein Krieg, der mehrere Jahre hindurch dauerte und die Macht der Samniter sichtbarlich schwächte, während die Römer mit jedem Siege neues Zutrauen gewannen. Unter Papirius Cursor, der zu verschiedenen Zeiten Consul

und

und Dictator gewesen war, wurden wiederholte Triumphe gewonnen. Auch Fabius Maximus that in diesem Kriege sich hervor, und Decius der Sohn des Decius, der sich ohngefähr vierzig Jahr vorher für sein Vaterland aufgeopfert hatte, folgte seines Vaters Beyspiel, und rettete, ins Gedränge der Feinde sich stürzend, die Leben seiner Mitbürger auf Kosten seines eigenen. Unbegreiflich wäre es, wie die Samniter der römischen Macht so lange hätten widerstehen können, wenn wir nicht wüßten, daß sie von allen Staaten umher wären unterstützt worden, die theils durch die Bande des Eigennutzes, theils durch die Eifersucht über Roms wachsende Größe mit ihnen verbunden waren. Die Tarenter, die Lucaner, die Thurier und alle südlichen Völker Italiens nach der Reihe, schickten ihnen Hülfstruppen, die die Fortschritte der Eroberer ein wenig hemmten. Doch diese Hemmung war von kurzer Dauer. Beyde, sie und die Samniter, sahen sich nach wiederholten Niederlagen ihrer Städte und des größten Theils ihrer Länder beraubt, sie fanden ihre Kräfte erschöpft, zweymalhundertausend ihrer besten Krieger in Schlachten aufgerieben und die noch übrigen durchaus unfähig, den Eroberern die Spitze zu bieten. Gänzlich außer Stande sich selbst länger zu vertheidigen, sahen sie sich also, wollten sie ihr Vaterland anders vom bevorstehenden Unglücke retten, genöthigt, eine fremde Macht um Beystand anzu-

spre-

sprechen, und Pyrrus, König von Epirus, war derjenige, an den sie sich wandten.

Pyrrhus, ein König von großer Tapferkeit, Macht und Ehrbegierde, hatte sich ganz nach Alexandern, seinem großen Vorgänger, gebildet. Er ward für den erfahrensten Feldherrn seiner Zeit gehalten, so wie sein Heer für das bestgeübteste und disciplinirteste des Erdbodens. Itzt also sollten die Römer nicht länger mit unordentlichen und rohen Schwärmen kämpfen, die zur Zeit der Noth zusammen gerafft, kein Hülfsmittel des Sieges kannten, als ihre eigene Tapferkeit. Sie sollten mit einem Heer sich messen, das unter den verfeinertsten Völkern der damaligen Welt angeworben, unter dem größten Feldherrn gebildet und von einem Befehlshaber von geprüften Verdiensten angeführet wurde. Die Tarenter waren es eigentlich, die sich zuerst an den Pyrrhus gewandt hatten; im Nahmen der untergehenden Staaten Italiens beschworen sie ihn, sie von dem drohenden Verderben zu retten, und er versprach zu kommen. Vorläufig sandte er ihnen einen Haufen von dreytausend Mann unter Anführung des Cineas, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des großen Demosthenes. Er selbst säumte nicht ihm zu folgen. Mit einem Heer von dreytausend Reutern, zwanzigtausend Mann Fußvölker und zwanzig Elephanten, in welche Thiere die Feldherrn jener Zeit anfiengen großes Zutrauen zu setzen, gieng er zur

See,

See, brachte aber nur einen kleinen Theil dieser Macht nach Italien, indem ein Srurm den größten Theil seiner Schiffe zerstreute, viele auch durchaus zu Grunde richtete.

Nach seiner Ankunft in Tarent ließ er sich vorzüglich angelegen seyn, das Volk, dem er zu Hülfe gekommen war, zu reformiren. Erstaunt über die gänzliche Sittenverderbniß dieser schwelgerischen Stadt, deren Einwohner mehr mit den Freuden des Badens, Schmausens und Tanzens als mit kriegerischen Uebungen beschäftiget waren, ließ er alle Orte der öffentlichen Belustigung verschließen, und alle Zeitvertreibe, die den Krieger verweichlichen und entnerven, zugleich untersagen. Dieses Volk hatte die Gewohnheit, sich an seinen Oberhäuptern durch wizzige Einfälle zu rächen; es schonte seinen Reformator nicht. Pyrrhus erfuhr es und ließ einige der Spötter vor sich fordern. Die sinnreiche Art, mit der sie ihre Vergehung eingestanden, hinderte ihn jedoch sie zu strafen: „Ja, sagten sie, wir haben das alles wider dich gesagt, und wir würden ungleich mehr gesagt haben, wenn unser Wein nicht ausgegangen wäre.“ Wiewohl er nun diesen Spasvögeln lachend vergab, so nahm er doch die behutsamsten Maasregeln, um sich wider den wohlbekannten Wankelmuth dieses Volks zu sichern, schickte seinen Sohn zur Stadt hinaus und entfernte alle, die er am fähigsten hielt, Aufruhr anzurichten. Mittlerweile

tha=

thaten die Römer alles, was die Klugheit erforderte, um diesem furchtbaren Feinde Widerstand zu leisten. Mit einem zahlreichen Heer ward Lävinus abgeschickt, um seine Fortschritte zu hemmen. Pyrrhus, dessen Heer noch nicht ganz herüber war, bereitete sich ihm zu begegnen, schickte aber vorläufig einen Gesandten zu ihm, durch den er um Erlaubniß bat, zwischen den Römern und Tarentern vermitteln zu dürfen. Mit fast zu vielem Selbstgefühl sagte Lävinus, er schätze ihn weder als Vermittler noch fürcht' er ihn als Feind, leitete seinen Gesandten durch das ganze Lager, und hieß ihn, was er sähe sorgfältig merken und seinem Herrn wieder berichten.

Da solcher Gestalt der Krieg auf beyden Seiten erklärt war, rückten die Heere einander entgegen und lagerten sich jedes im Gesicht des andern an den beyden Ufern des Flusses Liris. Pyrrhus, der nicht nur in der Wahl seines eigenen Lagerplatzes äußerst vorsichtig war, sondern auch des Feindes seinen aufs genaueste zu beobachten pflegte, sah' mit Verwunderung die Lagerungsweise der Römer. Diese Barbaren, sprach er zu einem seiner Vertrauten, sehen mir ganz und gar nicht als Barbaren aus, und nur zu bald fürcht' ich, werden wir ihre Thaten ihrem Muthe zusagend finden. Dann hieß er einen Theil seines Heeres sich längst dem Flusse lagern, bereit zu schlagen, im Fall der Feind versuchen sollte, vor

An-

Ankunft seines ganzes Heeres über die Furthen des Flusses zu setzen. Seine Erwartung trog ihn nicht. Mit allem Ungestüm der Unerfahrenheit gebot der Consul über den Fluß zu setzen, und der epirische Gewalthaufen ward nach einigem vergeblichen Widerstande gezwungen sich zum Hauptheere zurück zu ziehen. Pyrrhus, der Römer rasches Vordringen gewahrend, hoffte anfangs ihre Reuterey abzuschneiden, bevor sie von dem Fußvolk, das noch nicht herüber war, unterstützt werden konnte, und drang an der Spitze einer auserlesenen Schaar Reuter auf sie ein. Ganz seines großen Rufes würdig zeigte er sich bey dieser Gelegenheit; immer an der Spitze seiner Krieger führte er sie itzt mit Feuer zum Angriff, milderte dann ihre Hitze mit weiser Kaltblütigkeit, focht itzt wie ein gemeiner Krieger, lenkte dann die Schlacht wie der erfahrenste Feldherr, und vereinigte durchgehends die höchste persönliche Tapferkeit mit nie ermattender Gegenwart des Geistes. Ausgezeichnet durch den Adel seines Anstandes und durch den Reichthum seiner Rüstung, riß er überall den Strudel des Gefechts um sich zusammen. In der Mitte des Handgemenges fiel sein Pferd. Eiligst wechselte er seine Rüstung mit seinem Gefährten und begab sich in eine andere Gegend des Schlachtfeldes, die seine unmittelbare Gegenwart erforderte. Mittlerweile hieben die römischen Reuter unverdrossen auf seinen Begleiter ein, den sie für den König hielten, erschlugen ihn

end=

endlich, und brachten seine Rüstung zum Consul. Sogleich verbreitete durch beyde Heere sich das Gerücht, der König sey erschlagen; die Griechen wurden vom plötzlichen Schrecken ergriffen; die Römer frohlockten als des Sieges itzt sicher. Allein mit einemmal erschien Pyrrhus barhaupt unter den Vorderstreitern seines Heeres, rief aus, er lebe noch, und flößte den Seinigen neues Leben ein. Itzt endlich waren die römischen Legionen über den Fluß gekommen und das Schlachtgedränge wuchs. Die Griechen fochten mit dem Bewußtseyn ihres alten Ruhmes, die Römer mit heißem Eifer neuen zu gewinnen. Nie hatte man vormalen Völker von so ungleicher Kriegsweise mit einander kämpfen sehen, und bis auf den heutigen Tag ist es noch nicht entschieden, ob der griechische Phalanx oder die römische Legion den Vorzug verdienten. Lang schwankte die Schlacht. Siebenmal hatten die Römer den Feind zurückgetrieben. Endlich hieß Pyrrhus mit den Elephanten vorrücken und diese entschieden den Tag. Die Römer, die nie vorher Geschöpfe von solcher Größe gesehen hatten, geriethen über die fürchterliche Gestalt und über die Kasteele voll gerüsteter Männer, die sie auf dem Rücken trugen, in das alleräußerste Erstaunen. Nicht sowohl Thiere schienen sie ihnen zu seyn, die zum Kampfe abgerichtet wären, als vielmehr Ungeheuer, von denen sie mit Haut und Haar würden aufgefressen werden. Dies war ihrem Muth zu arg, zudem theil=

theilten die Pferde ihre Bestürzung; unfähig, weder den Anblick noch den Geruch der schrecklichen Thiere auszuhalten, wurden sie wild, warfen ihre Reuter ab und füllten die Glieder mit Verwirrung; da sahe Pyrrhus, daß der Tag sein sey, ließ die vortreffliche Thessalische Reuterey den schon in Unordnung gebrachten Feind angreifen, und nun ward die Flucht allgemein. Fürchterlich war das Menschengemetzel in dieser Schlacht. Funfzehntausend brave Römer blieben auf dem Wahlplatz, gefangen wurden nur achtzehnhundert. Auch waren die Sieger in keinem viel bessern Zustande. Ihrer dreyzehntausend deckten das Schlachtfeld und Pyrrhus selbst war verwundet. Erst die folgende Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende, und Pyrrhus rief mitten in den Glückwünschen seiner Freunde finster ahndend aus: Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren! Am folgenden Tage besah er das Schlachtfeld und konnte nicht umhin den Leichnamen der gefallenen Römer die aufrichtigste Bewunderung zu zollen. Alle ihre Wunden waren vorn. Noch im Tode trug jedes Antlitz die Züge des Trotzes und einer edeln Entschlossenheit, die Ehrfurcht einflößte. Krieger, wie diese, waren diesem kriegerischen Abentheuer noch nicht vorgekommen. Ach, rief er aus, mit welcher Leichtigkeit würd' ich die Welt erobern, wenn ich die Römer zu Soldaten, oder die Römer mich zu ihrem König hätten. So viel Gerechtigkeit gegen Feinde gefiel

den Römern höchlich; mehr aber noch die Höflichkeit und Menschlichkeit, mit der er die Gefangenen behandelte. Leutseligkeit gegen Gefangene war eine Stufe der Verfeinerung, die die Römer noch von den Griechen zu lernen hatten, aber es bedurfte auch nur Eines verbessernden Winkes, es sey in den Sitten oder im Kriege, um dieses edle Volk augenblicklich zur Nacheiferung zu entflammen.

Geschlagen waren nun die Römer zwar, aber nicht bezwungen. Vielmehr ergänzten sie ihr Heer in aller erdenklichen Eil, und rüsteten sich dem Sieger Einhalt zu thun, der von den südlichen Staaten Italiens itzt geradesweges auf Rom losrückte. Er war jedoch noch immer nicht Willens, die Republik aufs Aeußerste zu treiben. Unterrichtet von den großen Zurüstungen, die sie träfen, erwog er, daß nach einer gewonnenen Schlacht mit dem Feinde sich am besten unterhandeln lasse; und beschloß seinen Freund Cineas, den Redner, an sie abzuschicken und diesen alle seine Kunst versuchen zu lassen, um sie zum Frieden zu bewegen. Der verschlagene Grieche übernahm den Auftrag mit Freuden. Er eilte nach Rom, und fieng seine Unterhandlungen mit Angriffen auf die römische Redlichkeit an, die er in der Person der angesehensten Senatoren und sogar ihrer Frauen durch Geschenke, so er ihnen im Nahmen seines Königs überreichte, zu erschüttern hofte. Allein dies war das Zeitalter der römischen Tugend. Die Senatoren

weigerten sich, Verehrungen anzunehmen, durch die man sie zu Verräthern des Vaterlandes schien erkaufen zu wollen, und die Frauen blieben hinter der edelmüthigen Uneigennützigkeit ihrer Eheherrn keineswegs zurück. Sie hießen ihn, seine Kleinodien seinem Herrn wieder mit nehmen, die sie itzt als Bestechung betrachten müßten, und erst dann würden annehmen dürfen, wenn der Senat denselben seiner Freundschaft würde gewürdiget haben.

In der That hatte Rom keine Periode gehabt, in welcher seine bürgerlichen sowohl als kriegerischen Tugenden einen helleren Glanz geworfen hätten als eben diese. Die Senatoren, deren Vermögen durch das letzte Gesetz sehr zusammen geschmolzen und den Volksumständen näher gebracht worden war, fiengen an ihre Auszeichnung bloß in der Tugend zu suchen und jene Reichthümer zu verachten, die sie doch nicht in dem Grade aufzuthürmen, hoffen durften, daß sie durch sie über den Pöbel hervorgeragt hätten. Solchergestalt fand Cineas die Römer gegen alle seine geheime Künste unverwundbar; nichts blieb ihm übrig als sein Gewerbe öffentlich vorzutragen. Er that es in voller Rathsversammlung. Er begann mit Lobpreisungen des Muthes und der Milde seines Herrn, seiner Vorliebe für tapfere Männer, und seiner besondern Achtung für die Römer. Dann verbreitete er sich über die Segnungen des Friedens und über die glückliche Gelegenheit, die sich zu Wiederherstellung desselben

ben den Römern darböte. In seines Herrn Nahmen erbot er sich, die in der letzten Schlacht gemachten Gefangenen ohne Lösegeld loszugeben, und den Römern bey jeder künftigen Ereigniß beyzustehen, wogegen er nichts anders verlangte als nur Bündniß und Freundschaft der Römer, und Erlaubniß die Tarenter in den Vergleich mit einzuschließen. Solche Anerbietungen mit solcher Beredsamkeit vorgetragen, machten sichtbaren Eindruck auf die Versammlung. Aller Herzen schienen für deu Antrag des Königs gewonnen zu seyn, und in der Stadt redete man vom Frieden als von einer ausgemachten Sache. In dieser Lage der Dinge ließ Appius Claudius, ein bejahrter und vom hohen Alter schon erblindeter Senator, der längst den Staatsgeschäften entsagt hatte, sich in einer Sänfte in die Sitzung tragen. Erstaunt, einen Mann noch einmal unter sich zu sehen, welchen von einem ihm so beschwerlichen Schritte tausend Schwächlichkeiten hätten abschrecken sollen, saßen die Senatoren ehrerbietig schweigend da. „Lange, rief er und raffte vom Polster sich mühselig auf, lange hab' ich meine Blindheit und Kränklichkeiten als Elend betrachtet. Als Züchtigungen hab' ich sie betrachtet, mit welchen die Götter die letzten Tage meines Lebens für die Verirrungen meiner frühen Jahre strafen und eine Jugend voll Thorheit mit einem Alter voll Jammer mir vergelten wollten. Aber itzt, ihr Väter des Vaterlandes! find' ich, daß dasjenige,

was mir Elend däuchte, wahrhaftige Wohlthat ist, indem das Dunkel dieser meiner Augen mich hindert, die Schmach meines Vaterlandes zu sehen. Ja, wenn mir itzt noch etwas zu wünschen ziemte, so wär' es das, daß ich auch taub seyn möchte. Taub, um auch nicht hören zu dürfen, was die Brust jedes tugendhaften Römers mit bitterm Unwillen füllen muß. O wie gar andere Römer seyd ihr itzt, als die ihr noch vor wenig Jahren waret! Alexander, den die Welt den Großen nennt, ward damalen in Rom für nichts geachtet. Seinem Glücke schriebt ihr seine Eroberungen zu, nicht seiner Tapferkeit; daß die Fluth des Krieges ihn möchte nach Italien geschwemmt haben, wünschtet ihr, bloß um der Welt zu zeigen, ihr wärt ihm überlegen. Aber wie tief gefallen seyd ihr itzund! Ihr, die ihr mit dem Ueberwinder Griechenlands zu kämpfen wünschtet, scheut euch itzt, euch mit den Völkern zu schlagen, die er in den Staub trat. Ihr, die ihr euch mit Alexandern zu messen dürstetet, weigert euch itzt einem Abentheurer die Stirne zu bieten, der sein Vaterland verlassen hat, mehr aus Furcht vor seinen alten Feinden, als aus Verlangen einen neuen zu suchen. Nur zweyerley ist uns übrig: entweder dem Pyrrhus muthig die Stirne zu bieten, oder die Verachtung des ganzen Italiens zu übernehmen, und durch Vermeidung Eines Krieges uns in hundert andere zu verfechten. Wählet!" — Diese Rede löschte alle

alle Eindrücke wieder aus, die Cineas glatte Worte auf die Versammlung gemacht hatten. Appius ward mit Lobeserhebungen überhäuft, Cineas aber mit dem Bescheide zurück geschickt, daß der Senat geneigt sey, mit seinem Herrn um den Frieden zu unterhandeln, wenn derselbe zuvor seine Völker aus Italien zurückgezogen hätte.

So in seinen Erwartungen getäuscht, kehrte Cineas zu seinem Herrn zurück, gegen welchen er nicht müde werden konnte, die Größe sowohl als die Tugenden der Römer zu preissen. Der Senat, sagte er, habe ihm eine Versammlung von Halbgöttern geschienen, und die Stadt der Tempel, darin sie wohnen. Von der Wahrheit dieser hochgespannten Beschreibungen konnte Pyrrhus bald nachher mit seinen eignen Augen urtheilen, indem die Römer Gesandte an ihn schickten, um über das Lösegeld und die Auswechselung der Gefangenen mit ihm zu handeln. An der Spitze der Gesandschaft war Fabricius, ein alter Senator, der seine Mitbürger seit langer Zeit durch sein Beyspiel gelehrt hatte, wie glücklich die alleräusserste Armuth mit der heitersten Zufriedenheit zu vereinigen sey. Dieser ausübende Weise, der vorhin Consul gewesen, und itzt Bothschafter Roms war, besaß nicht mehr Silbergeschirr in seinem Hause als einen kleinen Becher, dessen Boden noch dazu von Horn war. Seine Tochter, jedes eignen Vermögens ermangelnd, hatte der Senat aus dem öffentlichen

Schatze ausgesteuert. Als die Samniter ihm einstens große Geschenke boten, schlug er sie mit der Erklärung aus, daß er schon reich genug sey, indem er durch Einschränkung seiner Gelüste die Kunst gelernet habe, seine Bedürfnisse zu mindern.

Pyrrhus empfieng diesen gefeyerten alten Mann mit vieler Güte. Um zu erfahren, ob der Ruf von ihm die Wahrheit sage, bot er ihm reiche Geschenke, die der Römer ohne anmaßenden Uebermuth ausschlug. Am folgenden Tage wollt' er seine Gleichmüthigkeit auf die Probe stellen, ließ einen Elephanten hinter die Teppiche bringen, diese auf ein gegebenes Zeichen in die Höhe ziehen und das Ungeheuer seinen furchtbaren Rüssel über dem Kopf des Gesandten schütteln; aber Fabricius sah sich ruhig um, schauete das Thier mit unverwandtem Blicke an, und sagte mit Lächeln zum König, daß die Schrecken von heute gerade so viel Eindruck auf ihn machen, als die gestrigen Lokkungen. Erfreut, so viel Tugend bey einem Volk zu finden, das er unter dem allgemeinen Nahmen der Barbaren verloren hatte, eilte Pyrrhus, dem edlen Römer das einzige Geschenk zu machen, das ihm schmeicheln könnte. Er überlieferte ihm alle römische Landsleute auf Treu und Glauben, und bedung sich bloß aus, daß er, im Falle die Römer den Krieg fortzusetzen entschlossen wären, sie zurückfordern dürfe, wenn es ihm gut däuchte.

Um diese Zeit hatte das römische Heer sich von sei-

seiner Niederlage erholt, und Sulpicius und Decius, Consuln fürs folgende Jahr, stellten sich an seine Spitze. Jener Schrecken, der die römischen Krieger beym ersten Anblick der Elephanten übermannt hatte, war verschwunden, und die Feldherrn beeiferten sich mit großer Emsigkeit des Pyrrhus Taktik und die griechische Art zu lagern, nachzuahmen. So pflegte diese Nation beständig das Bessere von andern Völkern anzunehmen, und lernte selbst durch ihre Niederlagen die Kunst, sich unüberwindlich zu machen. Die beyden Heere, jedes ohngefähr vierzigtausend Mann stark, trafen einander bey der Stadt Asculum. Pyrrhus fand sich in eine waldigte Gegend verwickelt, die seine Pferde sowohl als seine Elephanten so frey, als in der Ebene zu agiren, hinderte. Er verhielt sich also eine Zeitlang bloß vertheidigungsweise, bis ihm die Nacht Gelegenheit gewährte, eine vortheilhaftere Stellung anzunehmen. Am nächsten Morgen befahl er einem Theil seiner Reuterey die Höhen in Besitz zu nehmen und den Feind in die Ebenen zu drängen; und da dies gelang, ordnete er seine Elephanten an der Spitze seines Heeres, untermengte sie mit Schleudern und Bogenschützen, und bildete solchergestalt einen Körper, dem die Römer kaum zu widerstehen vermochten; da sie heute überdies den Vortheil nicht hatten, nach Erforderniß der Umstände vorrücken oder sich zurückziehen zu können, so ward die Schlacht bald allgemein. Umsonst suchten

ten die Legionen den Pholanx niderzuwerfen; so erbittert sie auch auf ihn einhieben, so fürchterliches Blutvergießen sie auch mit Aufopferung unzähliger eigner Leben in ihm anrichteten, so waren sie doch nicht fähig ihn zu durchbrechen. Lang und hartnäckig fochten sie. Dann siegte die griechische Taktik noch einmal. Rings um und hauptsächlich durch die Elephanten bedrängt, wichen die Römer in ihr Lager zurück, und ließen sechstausend Todte auf dem Wahlplatze liegen. Doch hatte der Feind nicht Ursache sich seines Triumphs zu erheben. Viertausend seiner tapfersten Krieger lagen auf dem Wahlplatze, und Pyrrhus fühlte mehr denn jemalen, daß es Siege gäbe, die den Niederlagen glichen. Der Kern seines Heeres war vertilgt; seine besten Feldherrn und seine liebsten Freunde waren dahin.

Der Feldzug endigte sich mit dieser Schlacht, begann aber im folgenden Frühjahr auf beyden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit. Pyrrhus hatte aus Griechenland neue Verstärkungen erhalten, und die Römer, ungeschröckt durch ihre bisherigen Niederlagen, wurden durch den grauen Fabricius, der sammt Aemilius zum Consul gewählt worden war, ins Feld geführt. Während die beyden Heere sich einander näherten, und nur noch ein geringer Zwischenraum sie trennte, ward dem Fabricius ein Brief von des Königs Arzt gebracht, des Inhalts, daß er seinen Herrn für eine schickliche Belohnung mit Gift aus

dem

dem Wege räumen, und so die Römer von einem furchtbaren Feind und gefährlichen Kriege befreyen wollte. Bey diesem niederträchtigen Vorschlage fühlte Fabricius augenblicklich, was er der Redlichkeit und seinem Rufe schuldig sey. Er theilte den Inhalt des Briefes seinem Gehülfen mit, und beyde beschlossen einmüthig, dem Pyrrhus von der Verrätherey, die wider ihn angezettelt würde, Nachricht zu geben. Sogleich ward ein Brief an ihn geschrieben, die ganze Sache ihm entdeckt, und zugleich bemerkt, wie unglücklich er in der Wahl sowohl seiner Feinde als seiner Freunde sey. Mördern vertraue er sich, und rechtschaffene und tapfere Männer bekriege er.

Itzt ward Pyrrhus inne, daß diese kühnen Barbaren der feinsten Empfindungen der Menschlichkeit fähig seyen, und daß sie verschmäheten, selbst im Edelmuth von ihm übertroffen zu werden. Mit eben so viel Erstaunen über ihre Rechtschaffenheit, als Unwillen über seines Arztes Verrätherey empfieng er die unerwartete Zeitung. „Edler Fabricius! rief er aus; eben so leicht ließe die Sonne sich aus ihrer Bahn rücken, als du aus dem Pfade der Ehre.“ Dann stellte er die genauste Untersuchung unter seinen Bedienten an, und da er die Verrätherey entdeckt hatte, schickte er auf der Stelle alle Gefangene ohne Lösegeld nach Rom zurück, und ließ noch einmal Friedensbedingungen vorschlagen. Letztere lehnten die Römer ab, es sey denn, daß Pyrrhus das Land räumte;

dagegen erledigten sie eben so viele Samniter und Tarenter, als Pyrrhus von den ihrigen freygelassen hatte. Der König gerieth durch die Standhaftigkeit der Römer in keine geringe Verwirrung, er schwankte zwischen Scham und Nothwendigkeit; seine Umstände nöthigten ihn gewissermaßen den Kampf abzubrechen, während seine Ehre litt, wenn er ihn unvollendet liegen ließ. Aus einer so großen Verlegenheit riß ihn eine Einladung der Siculer, die ihn um Beystand wider die Karthager ersuchten, deren eisernes Joch und tyrannische Behandlung sie nicht länger dulden konnten. Dieser Feldzug versprach ihm größere Belohnungen und weniger Arbeit, das Einzige, was dieser kriegerische Herumschwärmer suchte. Ohne Zeitverlust legte er daher ganz wider die Neigung der Tarenter eine Besatzung in ihre Stadt, schickte seinen Freund Cineas vor sich her, und folgte ihm baldigst mit dem Reste seiner Völker.

So der Gnade oder Ungnade der Römer Preis gegeben, hörten die Samniter und Tarenter nicht auf ihren flüchtigen Beschützer aufs dringendeste um seine baldige Zurückkunft anzuflehen. Zwey Jahre hindurch blieb Pyrrhus, durch seine Fortschritte an Sicilien gefesselt, gegen alle ihre Bitten taub. Als er aber am Ende auch hier seine Erwartungen getäuscht fand, als er spürte, daß seine Siege ihm mehr Ehre als Vortheil brächten, war er froh, das Land unter eben dem scheinbareu Vorwande zu verlas-

lassen, unter dem er vorhin Italien verlassen hatte. An der Spitze von zwanzigtausend Fußvölkern, und dreytausend Reutern, kehrte er, mit einiger Schwierigkeit, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, wiewohl von einem so furchtbaren Feinde bedrängt, hatten die alte Erbitterung zwischen den beyden Ständen des Staats noch nicht vergessen; und als, um den Pyrrhus widerstehen zu können, ein Heer angeworben werden sollte, weigerten sich viele vom Volk zu dienen. Allein die Consuln, die durch diese Widersetzlichkeit das Reich an dem Rande des Unterganges taumeln sahen, beschlossen muthig durchzugreifen, ließen die Nahmen der Bürger durchs Loos hervorziehen, und hießen den ersten, der sich weigern würde ins Feld zu rücken, als Sclaven verkaufen. Diese wohlangebrachte Strenge leistete die gehofte Wirkung, und so oft in der Folge jemand aufgefordert ward und sich zu dienen weigerte, ward er von den Consuln augenblicklich auf die beschriebene Art behandelt.

Itzt mit hinlänglichem Volke versehen, theilten die Consuln ihr Heer in zwey Theile und rückten mit beyden zugleich in Feindes Land ein, der eine in Lucanien, der andere ins Gebiet der Samniter. Diese Maasregel erfuhr Pyrrhus. Auch er hatte sein Heer ergänzt und verstärkt, und theilte es ebenfalls in zwey Haufen: deren einen er wider den Lentulus detaschirte, mit dem andern aber den Curius Den-

ta-

tatus anzugreifen eilte, eh' sein Gehülfe herankäme. Sein Hauptzweck war, den Feind bey Nachtzeit zu überraschen; da er aber unglücklicher Weise durch Wälder ziehen mußte, in welchen seine Wegweiser sich verirrten, verfehlte er des Weges, und kam nicht eher als mit Tagesanbruch vor dem Lager der Römer an, die er in Schlachtordnung seiner harren fand. Der Vortrab der Heere gerieth sogleich an einander, und die Römer gewannen einigen Vortheil. Bald nachher ward das Gefecht allgemein. Pyrrhus sah', daß das Glück ihn verlasse und nahm noch einmal zu seinen Elephanten seine Zuflucht. Doch mit diesen waren die Römer schon zu bekannt, als daß sie sich noch eitlerweise hätten von ihnen schrecken lassen. Sie hatten entdeckt, daß das Feuer das wirksamste Mittel wäre, sie fortzutreiben, und daher eine Menge Kugeln aus Hanf und Harz verfertigen lassen, die ihnen so wie sie thürmend daher wandelten, brennend entgegengeschleudert wurden. Unfähig den Flammen sowohl, als dem Pfeilhagel der Feinde zu widerstehen, wurden die Elephanten wüthend. Statt vorwärts zu rücken, stürzten sie auf ihr eigenes Heer zurück, warfen die Glieder zu Boden und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte der Sieg sich endlich für die Römer. Umsonst suchte Pyrrhus der Flucht und dem Blutvergießen der Seinigen Einhalt zu thun; er verlor nicht nur drey und zwanzigtausend seiner besten

Krie-

ger, sondern auch sein Lager. Dies Lager, das die Römer eroberten, diente diesem gelehrigen Volk zu einer Lection, die sie zu nutzen nicht vergaßen. Bisher hatten sie ihre Zelte ohne Ordnung neben einander hingeworfen; von Pyrrhus Lager aber lernten sie den Boden gehörig ausmessen und das Ganze mit Wall und Gräben befestigen, so daß manche ihrer folgenden Siege ihrer verbesserten Art sich zu lagern zugeschrieben werden müssen.

Während die Consuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus seine Niederlage mit ungebrochenem Muth; seine erste Sorge war sich den Rückweg zu sichern; seine zweyte durch Vorspiegelung besserer Zukunft, die Gemüther seiner Bundesgenossen aufrecht zu erhalten. In der That nutzte er alle Hülfsquellen, die seine fruchtbare Erfindungskraft, und sein nicht geringerer Einfluß ihm gewährten, um sich zu noch einem Feldzuge gehörig auszurüsten. Da er aber alle seine Hofnungen vereitelt sahe, beschloß er ein Land zu verlassen, wo er nichts als verzweifelte Feinde und unzuverlässige Bundsgenossen fand. In dieser Rücksicht rief er die Tarenter zusammen, eröfnete ihnen, daß er Versicherungen schleunigen Beystandes aus Griechenland empfangen habe, ersuchte sie, den Ausgang ruhig abzuwarten, und nachdem er zu Rettung des äußern Scheines eine Besatzung in Tarent zurückgelassen, schiffte er sich mit den Ueberbleib-

bleibseln seines Heeres ein, um in sein angeerbtes Königreich zurück zu kehren.

So endigte sich der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er sechs Jahre gedauert hatte; ein Krieg, in welchem wir die Römer griechische Verfeinerung mit der ursprünglichen Rohigkeit ihrer eigenen Sitten vereinigen, und eine edlere Rolle spielen sehen, als in irgend einem vorigen Zeitraum. Ein Geist der Nüchternheit, der Verachtung alles Reichthums, und des Wetteifers in jeder Tugend hatten sich in dem ganzen Staat verbreitet. Fabricus hatte durch sein Beyspiel nicht nur die Armuth ehrwürdig gemacht, sondern strafte auch, Kraft seines obrigkeitlichen Ansehens, allen Hang zur Verschwendung. So ward, während seines Censorats, Rufinus, der zweymal Consul und einmal Dictator gewesen war, aus dem Senat gestoßen, und gewissermaßen ehrlos gemacht, bloß weil er zehn Pfund silbernes Tafelgeschirr brauchte. Durch eine solche Liebe zur Mäßigkeit und solches Glück im Kriege ward das gemeine Wesen reich, wenn gleich die Individuen arm blieben; auch die Zahl der Bürger war bis zu zweymalhunderttausend waffenfähigen Männern angewachsen, und der Ruf ihrer Thaten verbreitete sich so fern, daß Ptolemäus Philadelphus König von Egypten ihnen durch eine friedliche Gesandschaft Glück wünschen und sie zu einem Bündniß einladen ließ.

Was nun die armen Tarenter, die eigentlichen

Ur=

Urheber dieses Krieges, anbetrift, so fanden sie in der Besatzung, die ihnen zum Schutze war hinterlassen worden, bald einen ärgeren Feind, als in den Römern, die sie von außen ängstigten. Ihr Haß gegen Milo, den Befehlshaber der Festung, gieng so weit, daß nur die Furcht vor ihren eingewurzelten Feinden, den Römern, ihm die Waage halten konnte. In dieser Klemme wandten sie sich an die Carthagen, die den Hafen von Tarent sogleich mit einer großen Flotte einschlossen, so daß dies unglückliche, seiner Prachtliebe und Schwelgerey halber vor Zeiten in ganz Italien berühmte Volk, zu gleicher Zeit drey verschiedne Heere um sich kämpfen sah, ohne die Freyheit, seinen Herrn sich wählen zu dürfen. Endlich gelang es den Römern, die Besatzung auf ihre Seite zu bringen, worauf es ihnen ein leichtes war, sich auch der Stadt zu bemeistern, deren Mauern sie niederrissen, den Einwohnern aber Schutz und Freyheit angedeihen ließen.

Register

der merkwürdigsten Namen und Sachen.

A.

Accensus, seine Verrichtungen 171.

Accius Nävius, der berühmteste Augur 65.

Ackergesetz, wird zuerst von Sp. Cassius V. in Vorschlag gebracht 142. Debatten darüber 164. veranlaßt Unruhen 165. fg.

Aedilen, ihre Entstehung und Grund ihrer Benennung 121. ihre Geschäfte 122.

Aedilen, curulische, wenn sie gestiftet wurden und worin ihre Hauptgeschäfte bestanden 231.

Aeneas, seine Ankunft in Italien 27. bauet Lavinium und wird von Mezentius erschlagen 28.

Aequier, von Tarquinius dem Stolzen durch List überwunden 79. werden von Q. Cincinnatus geschlagen 161. müssen durchs Joch gehen 161. rücken während der Regierung der Decemvirn vor Rom 175.

Agrippa, Menenius, besänftigt die aufrührerischen Römer durch eine Fabel 115.

Amulius, ermordet seines Bruders Numitor Söhne und macht Rhea Sylvia zur Vestalin 28.

Anci=

Ancilla, was man darunter verstand 50.
Ancus Martius, wird zum römischen König gewählt 58. verschönert und befestigt Rom 59.
Appius Claudius, wird Consul 107. seine Strenge gegen Schuldner 108.
Appius Claudius, der Sohn, widersetzt sich dem Gesetz nach Stämmen zu stimmen 150. führt den Krieg gegen die Volscer 152. seine strenge Kriegszucht 153. sein Tod 154.
Appius, Decemvir, macht sich dem Volke beliebt 171. ihm verhaßt 173. sein schändlicher Gerichtsspruch gegen Virginia 185. sein Tod 189.
Aruncer, von Camillus besiegt 233.
Ascanius, folgt seinem Vater in der Regierung 28.
Augurn, ihre Begründung 37. der berühmteste 65. ihre Befragung bey öffentlichen Angelegenheiten festgesetzt 66.

B.

Brennus, König der Gallier, fällt in Etrurien ein 211. schlägt die Römer am Fluß Allia 213. belagert das Capitol 216. wird vom Camillus überfallen und völlig geschlagen 220.

C.

Camillus, Furius, erobert Veji nach zehnjähriger Belagerung durch Kriegslist 206. edle That vor Faleria 208. exilirt sich selbst 210. befreyt Rom von den Galliern 220. stirbt 231.

Capitol, Tarquinius Priscus legt den Grund dazu 65. fortgebaut von Tarquin dem Stolzen 78. Ursprung des Namens 80. von den Galliern sechs Monate belagert 216. durch das Geschrey der Gänse gerettet 218.

Cassius, Spurius — Viscellinus, sucht König von Rom zu werden 142. schlägt das Ackergesetz vor 142. wird vor Gericht gefordert 144. sein Tod 144.

Caudinum, die Römer werden in diesen Engen eingeschlossen, gefangen und müssen durchs Joch gehen 248.

Celeres, Ursprung dieses Namens 39.

Centurien, neue Eintheilung 39.

Centurio, Haupt der Curie 39.

Censor, seine Stiftung und Geschäfte 195.

Consuln, ihre Stiftung und Vorrechte 90. Brutus und Collatinus die ersten 91. Gesetz wegen der Wahl eines Consuls aus den Plebejern 231.

Coriolan, sein Charakter und Politik 124. wird vor ein Volksgericht gestellt 126. seine Vertheidigung 127. Anklage gegen ihn 129. wird verbannt 130. geht zu den Volscern, Feinde der Römer 132. rückt vor Rom 134. an ihn werden römische Gesandten geschickt, um Friede von ihm zu bitten 136. wird durch seine Mutter Veturia erweicht 140. sein Tod 140.

Corioli, wird von den Römern erobert 122.

Cu-

Curiatier, Geschichte ihres Kampfes 54.
Curien, ihre Zusammensetzung 39.
Curio, seine Verrichtungen 39.

D.

Decemvirat, erstes 170. zweytes 172. Ende desselben 187.
Decemvirn, ihre Wahl und Macht 170. misbrauchen ihre Gewalt 173. machen die Gesetze der zwölf Tafeln bekannt 174. führen Krieg gegen die Aequier und Volscer 177. werden bestraft 189.
Decius Mus, opfert sich für das Vaterland auf 244.
Dictator, Ursprung und Macht dieser Würde 104. erster plebejischer 232.
Duumvirn, ihre Verrichtungen 39.

E.

Egeria, ihr vorgegebner begeisternder Einfluß auf Numa Pomp. 50.

F.

Fabier, ihre Verdienste um Rom 146. werden von den Vejern in einem Hinterhalte alle bis auf einen erschlagen 147. an Brennus als Gesandte geschickt 211.
Fabius, Maximus, zeichnet sich in dem Kriege gegen die Samniter aus 250.

Fabricius, sein Charakter 260. wird an den Pyrrhus abgesandt 261. entdeckt dem Pyrrhus eine Verschwörung gegen sein Leben 264.

Fecialen, ihr Ursprung und Verrichtungen 50.

Fidenä, empört sich und ermordet die Römischen Gesandten 198. werden geschlagen 206.

G.

Gabii, wird von Tarquin dem Stolzen belagert 78.

Gallier, ziehen vor Rom und schlagen die Römer am Allia in die Flucht 213. erobern Rom und werden von Camillus geschlagen 228.

Gesetze, Romulus, den Gottesdienst betreffend 37. für Ehegatten, Aeltern und Kinder 38. strenge Gesetze gegen Schuldner 101. agrarisches 143. s. auch Ackergesetz nach welchem die Staatsbedienten nach den Zünften gewählt werden sollen, sanctionirt 150. Vorschlag einen Codex geschriebener Gesetze zu verfertigen 154. wird erneuert 156. werden von den Griechen erborgt 168. Gesetze der zwölf Tafeln 175 fg. wegen Heirathen 204. daß der eine Consul aus den Plebejern gewählt werde 230.

Gladiatorspiele, waren die ersten Schauspiele der Römer 63.

H.

Hadrian s. Adrian.

Horatier, Geschichte ihres Kampfes 54.
Horatius Cocles, rettet Rom durch seine heldenmüthige Tapferkeit 97.

J.

Janustempel, wird von Numa erbauet 50.
Joch, durchs Joch gehen, was man darunter verstand 161.

K.

Königthum, römisches, wird vom Senat aufgehoben 87.
Kriegstribunen, ihre Entstehung und Verrichtungen 195.
Kriegswesen, wird von Servius Tullius eingerichtet 71. wenn der Sold zuerst eingeführt wurde 202.
Kriegszucht, ein Beyspiel strenger K. wird von Appius gegeben 242.

L.

Lartius, erster römischer Dictator 104.
Latier, fangen auf Anstiften des vertriebenen Tarquin Feindseligkeiten gegen die Römer an 101. werden beym See Regillus gänzlich geschlagen 106. ihre Forderungen an die Römer 241.
Lävinus, geht dem Pyrrhus entgegen 253. liefert ihm eine blutige Schlacht 254.

Leichenreden der verstorbnen Römerinnen, Ursprung dieses Vorrechts 207.

Lucretia, ihr Ruhm und ihre Beschimpfung durch S. Tarquin 82. tödtet sich selbst 84. Folgen ihres Todes 85.

Lucumon, seine Herkunft und Namensveränderung 60. wird König von Rom 61.

Lustrum, wird von Servius Tullius eingeführt 73.

M.

Manlius Capitolinus, vertheidigt standhaft das Capitol 220. sein Ehrgeiz und Verrath 222. sein Tod. 224.

Manlius Torquatus, läßt seinen Sohn zur Aufrechthaltung der Kriegszucht hinrichten 244. überwindet die Latier 245.

Medalla, wird von Tullus Hostilius von Grund aus zerstört 57.

Mutius Scävola, seine That zur Rettung Roms 98.

N.

Numa Pompilius, zweyter Römischer König 48. sein Charakter 49. seine Verordnungen 50. sein Tod 51.

Numitor, letzter König von Alba 28.

O.

Ostia, wird von Ancus Martius angelegt 59.

Ova-

Ovation, worinn sie von dem Triumpf sich unterschied 100.

P.

Patricier, wer diesen Namen führte 35. ihre Vorrechte 35. dürfen sich nach den zwölf Tafeln mit Plebejern verheirathen 170. werden in allen den Plebejern durch ein Gesetz gleich gesetzt 190.

Plebejer, ihre Vorrechte 35. ihre Unterdrückung und elender Zustand 101. Streitigkeiten mit den Patriciern um gleiche Macht 141. erhalten mit den Patriciern gleiche Macht 194.

Porsenna, König von Hetrurien, belagert Rom 97. trägt den Römern einen Frieden an 99.

Prätoren, ihre Stiftung und Geschäfte 230.

Pyrrhus, wird von den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gerufen 250. schlägt die Römer 257. sucht Frieden zu stiften 258. besiegt die Römer zum zweyten Mal 263. zieht sich nach Sicilien zurück 266. verliert die dritte Schlacht gegen die Römer 268. geht nach Griechenland zurück 269.

Q.

Quästores, ihre Entstehung und Verrichtungen 98.

Quindecimvirn, bewahrten die wunderbaren Bücher 80.

Quin-

Quintus Cincinnatus, seine Mäßigkeit und Arbeitsamkeit 154. wird zum Consul berufen 157. wird Dictator 159. und 198. besiegt die Pränestiner und triumphirt 225.

R.

Remus, seine Geburt 30. sein Tod 31.
Rhea Silvia, wird Vestalin 28. Mutter des Romulus und Remus 29.
Rom, wird von Romulus gegründet 32. gewinnt an Kräften 45. Stärke seiner Macht 47. von Ankus Martius befestigt und verschanzt 59. durch Tarquinius Priscus verschönert 64. seine Einwohner werden gezählt 70. die Bürger werden in Classen vertheilt 71. neue Volkszählung 96. wird von Porsenna belagert 96. strenge Gesetze gegen die Schuldner 101. Volksunruhen wegen Schulden 109. das Volk zieht auf den verwünschten Berg 114. die Schulden des Volks werden getilgt 120. wird von Coriolan belagert 135. Unruhen wegen des Ackergesetzes 145. Wachsthum an Volksmenge 147. geräth in Gefahr durch den Sabiner Herdonius erobert und geplündert zu werden 155. es werden Gesandte nach den griechischen Städten geschickt, um Gesetze daher zu holen 169. Hungersnoth und Unruhen 196. beschließt Veji's Untergang 204. wird von den Galliern geplün-

dert und verbrannt 216. wird fünf Jahr bloß von Aedilen und Tribunen regiert 227. Kriege mit den Samnitern 237. Krieg mit den Latiern 245. die Römer müssen durchs Joch gehen 248. Krieg mit Pyrrhus 255. die Römer werden geschlagen 257. überwinden den Pyrrhus 268. Zahl der Einwohner 270.

Romulus, seine Geburt 30. legt den Grund zur Stadt Rom 32. wird zum König erwählt 34. ordnet den Gottesdienst an 37. veranstaltet den Weiberraub 41. Krieg mit den Sabinern 42. sein Tod 45.

Rutuler, werden von den Römern bekriegt 81.

S.

Sabiner, werden von den Römern besiegt 100.

Sabinerinnen, werden zur Bevölkerung von den Römern geraubt 41. stiften Frieden zwischen den Römern und Sabinern 44.

Salier, ihr Ursprung und Amt 50.

Samniter, werden von den Römern bezwungen 77. ihre Abstammung und Wohnorte 236. gerathen in Krieg mit den Römern 237. rufen den Pyrrhus zu Hülfe 251.

Schutzverwandschaft, oder Patronat bey den Römern, ihre Vorrechte und Verbindlichkeiten 36.

Senat, römischer, seine Einrichtung 35. sein Ansehn wird vermehrt 72.

Ser.

Servius Tullius, wird vom Senat zum König gewählt 69. theilt das Reich in Classen und Centurien 70. führt das Lustrum ein 73. seine Siege 73. seine Ermordung 76.

Sicilius Dentatus, seine Heldenthaten 164. sein Tod 180.

Sold für die Krieger, wird eingeführt 203.

Staatsverfassung, römische, wird gegründet 35. wird durch Servius Tullius verändert 72. nach Tarquins Verbannung wird eine neue eingeführt 90. Veränderung in den höchsten obrigkeitlichen Würden 193.

T.

Tafeln, zwölf, ihre Entstehung 169. enthalten die Sammlung der römischen Gesetze 174.

Tanaquil, versteht sich vorzüglich auf den Vogelflug 61 — 70.

Tarenter, rufen den Pyrrhus gegen die Römer zu Hülfe 251. ihr Charakter und Lebensart 252.

Tarpeja, ihre Geschichte 42.

Tarquin, der Stolze, ermordet seine Gattin 74. setzt sich selbst auf den Thron 77. unterwirft sich die Aequier 79. setzt den Bau des Capitols fort 79. wird vom Senat verbannt 87. zettelt eine Verschwörung in Rom an 91. marschirt mit einer Armee vor Rom 94. wird geschlagen 95. schließt neue Bündnisse, um sich

auf

auf den Thron zu setzen 97. sucht die Latier zu gewinnen sich seiner anzunehmen 101.

Tarquinius Priscus, Lucius, wird zum römischen Könige gewählt 60. seine Siege 63. sein Tod 66.

Tolus, von seinem aufgefundenen Kopfe wird das Capitol benannt 80.

Tribunen, ihre Zahl wird von fünf auf zehn vermehrt 162.

Tribuni militares, ihre Stiftung und Zahl 194.

Tribuni plebis s. **Volkstribunen**.

Tribus, welche Eintheilung dabey Statt fand 39.

Triumpf, die höchste Ehre, wornach ein Römer strebte 196.

Tullus Hostilius, wird zum römischen König gewählt 52. seine Kriegsthaten und Tod. 57.

V.

Valerius Corvus, seine Vorzüge 238. wird Dictator und stiftet Frieden 240.

Veji, muß Rom sieben Städte abtreten 45. Beschreibung dieser Stadt 203. wird belagert 204. und nach zehnjähriger Belagerung erobert 206.

Veliträ, wird durch eine römische Colonie bevölkert 122.

Vestalinnen, ihre Anzahl wird von Numa vermehrt 50. von Tarquinius Priscus von neuem auf eilf vermehrt 63.

Ve-

Veturia, Mutter Coriolans 131. ihre rührende Rede an ihren Sohn 139.

Virginius, rettet seine Tochter von Entehrung durch ihre Ermordung 183. Folgen dieser That 185.

Volero, ein Centurio, wird gegeisselt, weil er sich nicht als gemeiner Soldat will aufschreiben lassen 149. wird Volkstribun 150.

Volkstribunen, ihre Entstehung und Macht 119. neue Vorrechte 123. ihre Zwistigkeiten mit den Patriciern 147. ihre Anzahl wird von fünf auf zehn erhöhet 162.

Volscer, ihre Kriege mit den Römern 78. rücken vor Rom 109. werden von Servilius geschlagen 110. verbinden sich mit den Aequiern und Sabinern gegen Rom 112. rücken unter Coriolan vor Rom 134. werden überwunden 140.

Zur Nachricht.

Vor einigen Tagen kame mir eine Auflage von Goldsmiths Geschichte der Griechen 1tes und 2tes Bändchen, gr. 8. 1 fl. 36 kr. zu Gesicht, worunter Frankenthal 1802 gedruckt stunde.

Da nun diese Auflage äußerst zerstümmelt an das Licht getretten, indeme nicht allein außer den beiden Vorreden, auch die so höchstnöthige Einleitung über die Quellen und Schriftsteller der griechischen Völkergeschichte, alle Anmerkungen, so zu dem Text gehören, ja sogar auch die, dem ersten Original-Band angehängte Zusätze ganz weggelassen sind, überdieses diese zwei Bändchen, denen noch zwei folgen werden, allhier nicht gedruckt worden; so finde vor nöthig, dieses öffentlich bekannt zu machen, und dabey zu bemerken, daß, sobald Goldsmiths Geschichte der Römer in 8 Bänden zu 4 fl. die Presse verlassen, dessen Geschichte der Griechen, ganz nach dem Original abgedruckt, in 4 Bänden zu 2 fl. bei mir erscheinen wird.

Frankenthal, im Monat July 1803.

Ludw. Bernh. Fried. Gegels,
seel. Erben.

Stadtbibliothek
Augsburg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldsmith, Oliver,

Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums

Bd.: 1

Frankenthal (1803)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 659 -1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253738-7